

Mai 2025

101 unique

Das studentische Kulturmagazin für Jena und Weimar

Zeitalter der Polykrise:
Eine Bestandsaufnahme

La deutsche Vita:
Sehnsuchtsort Italien

Nostalgie:
Vom Paradox der Zeit

In ganz Weimar

Themenjahr 2025

Faust

Schiller-Museum, Goethe- und Schiller-Archiv
Herzogin Anna Amalia Bibliothek
Nietzsche-Archiv, Bauhaus-Museum Weimar
Co-Labor am Stadtschloss Weimar
und weitere Orte



klassik-stiftung.de/faust

KLASSIK
STIFTUNG
WEIMAR

Liebe Leserinnen und Leser,

seit einiger Zeit geistert ein neuer Begriff durch die Medienlandschaft: Polykrise. Im Zeitalter der Globalisierung sind Krisen miteinander vernetzt und verstärken sich oft gegenseitig. Lokale Krisen, wie eine Seewegblockade im Roten Meer oder politische Spannungen um Bergkarabach, können sich schnell zu globalen Krisen entwickeln. Das macht es nicht leicht, die Folgen von politischem, wirtschaftlichem und – so wird es uns zumindest gerne suggeriert – privatem Handeln einzuschätzen. Die Fragen „Was soll ich tun?“, „Wie sollen wir leben?“, „Wohin steuern wir?“ machten uns schon immer zu schaffen. Gegenwärtig scheint dagegen die Tendenz zu sein, dass globale Konflikte, wie sie uns aus den Medien tagtäglich entgegenschallen – sei es der Krieg Russlands gegen die Ukraine oder die israelische Besatzung palästinensischer Gebiete –, vor allem zu unserer ganz persönlichen Krise werden. Geht es mittlerweile nur noch darum, irgendwie mit den Krisenerscheinungen fertig zu werden, damit wir im Alltag funktionieren? Oder wollen wir Krisen rational verstehen und kommen dabei an unsere Grenzen?

Diese Überforderung erklärt vielleicht auch eine vermehrte Hingabe an nostalgische Gefühle: Erinnerungen an die guten alten Zeiten, in denen die Welt noch in Ordnung war – oder man kramt mal wieder die herzerwärmenden Fotoalben von den Italienurlauben der Kindheit heraus. Birgt das Schwelgen in der Vergangenheit aber auch die Gefahr, den Kontakt zur Wirklichkeit gänzlich zu verlieren? Wie schaffen wir es, den Abstand zur harten Realität gut auszuloten?

Um diese und weitere Fragen kreist die Ausgabe 101 der *unique*, die ihr gerade in den Händen haltet.

Wir wünschen viel Freude und Inspiration bei der Lektüre!

Eure Redaktion

Zur Hauptsache

| | |
|---------------------------------|---|
| Das Donnern der Weltgeschichte | 4 |
| Kolumne: Crisis? What a crisis? | 7 |

Politik & Philosophie

| | |
|---|----|
| Kommentar: Die Ästhetisierung des Widerstands | 8 |
| Politainment: Vom <i>talk radio</i> zu Donald Trump | 12 |
| Warum die CDU die Grünen braucht | 14 |
| Pazifismus für das Volk | 33 |

Kunst & Kultur

| | |
|--|----|
| La deutsche vita | 16 |
| Zuschauer der Polykrise – <i>rhapsody</i> im Theaterhaus Jena | 20 |
| Krisen auf der Leinwand: Viennale 2024 | 24 |
| Das Paradox der Zeit – Wie Nostalgie unsere Gegenwart bestimmt | 28 |
| Krise auf halber Distanz: Gedanken zum Sandmann | 31 |

| | |
|-----------|----|
| Impressum | 32 |
|-----------|----|

„Das Donnern der

von Max Pellny

Das erste Viertel des 21. Jahrhunderts liegt hinter uns. Mannigfaltige Krisen haben sich herausgebildet. Mediale Diskurse und sich potenzierende Gewaltspiralen weisen deutliche Symptome vielfältiger Katastrophenzustände auf. Immer mehr Menschen geben die Hoffnung auf eine bessere Zukunft auf. Versuchen wir statt klaren Antworten zuerst eine Perspektive des Nachdenkens zu finden, die viele Dimensionen verbindet: gesellschaftliche, individuelle, geistige und planetare.

Meistens werden uns unsere Privilegien und Annehmlichkeiten erst bewusst, wenn sie bedroht sind, sich auflösen oder bereits verschwunden sind. Dass das Wasser aus der Jenaer Leitung trinkbar ist, schätzt man nach einem Aufenthalt in Frankreich oder Italien besonders. Im umgekehrten Vergleich: Dass die Eisenbahn ein zuverlässiges Transportmittel sein kann, ist in jedem europäischen Nachbarland eine Selbstverständlichkeit. Es geht auch anders.

Die Aufbruchstimmung der 1990er Jahre, als eine friedlichere Welt greifbarer schien als jemals zuvor, ist vorbei. Das Wort der aktuellen Stunde heißt: Polykrise.

Es gibt so viele Krisen, dass ich mich nicht entscheiden kann, was meine Lieblingskrise ist: Populismus, gesellschaftliche Spaltung, marode Infrastruktur, nie endende Großbaustellen, schimmelnde Schulgebäude, Bürokratie, politische und religiöse Extreme, soziale Ungerechtigkeit, Umweltkatastrophen, Mikroplastik, PFAS, Pandemie, Antibiotikaresistenz, Krebs, Hunger und Durst, Flucht, Organisierte Kriminalität, Menschenhandel, Drogenmissbrauch, überforderte Justizbehörden, Inflation, steigende Lebenshaltungskosten, Fachkräftemangel, Künstliche Intelligenzen, Drohnen, atomares Säbelrasseln, Terrorismus, Ressourcenknappheit und Krieg. Etwas ist grundlegend in Schieflage geraten. Ist es das wirklich? Oder spüren wir die Missstände der Welt unmittelbar, weil sie uns persönlich zu betreffen drohen?

Das Politlexikon der Bundeszentrale für politische Bildung versteht unter Krise eine „massive Störung des gesellschaftlichen, politischen oder wirtschaftlichen Systems, die über einen längeren Zeitraum andauert.“ Den Begriff *Polykrise* kennt es leider nicht. Auch die Dudensuchmaschine fragt nur: „Meinten sie Golfkrise, Polykorie oder Polykrates?“. Diesbezüglich scheint

man in der Anglosphäre etwas weiter zu sein. Das Cambridge Dictionary definiert Polykrise als „eine Zeit großer Uneinigkeit, Verwirrung und Leidens, die durch viele verschiedene Probleme verursacht wird, die gleichzeitig auftreten und gemeinsam eine sehr große Wirkung haben.“ Halten wir den Ernst der Lage fest: Wir haben es mit gleichzeitigen Störungen zu tun, die sich gegenseitig verstärken und verschiedene Ursachen haben.

Zum ersten Mal brachte 2015 Jean-Claude Juncker,



Weltgeschichte“

der ehemalige Präsident der EU-Kommission, den Begriff *Polykrise* in den politisch-sozialen Diskurs, um das Phänomen sich potenzierender Einzelkrisen zu beschreiben. Juncker beschrieb die Situation der EU 2015 im Schatten des Syrienkonflikts, der Situation in Griechenland, dem Konflikt in der Ukraine, der Krise der Eurozone, dem Brexit und Trump. Hierfür bediente er sich bei Edgar Morin, einem französischen Theoretiker der Komplexität. *Polykrise* ist also ursprünglich ein Terminus aus der Komplexitätstheorie der 1960er und 1970er Jahre – eine Zeit, in der neuartig erscheinende Umwelt- und Staatskrisen theoretisch diagnostiziert wurden.

Um sich der aktuellen Polykrise analytisch zu nähern, benötigen wir das ganz große Besteck. Globale Zusammenhänge und nationale Dependenz müssen genauso in den Blick genommen werden, wie es einer mikroskopischen Perspektive einzelner Fallbeispiele bedarf. Um die aktuelle Verfasstheit der Welt zu verstehen, muss die „longue durée“ betrachtet werden, damit die Entwicklung der aktuellen Zustände begriffen und befriedigend auf die drängendste Frage aller Zeiten geantwortet werden kann: „Was wird aus uns?“

Diese Frage muss sich auch die SPD gestellt haben, als sie 2022 den britischen Wirtschafts-Historiker Adam Tooze ins Willy-Brandt-Haus einlud. Tooze hielt einen Vortrag mit dem Titel „Zeitenwende oder Polykrise? Das Modell Deutschland auf dem Prüfstand“ und stellte Scholz’ im Februar 2022 „hastig ausgerufenen Zeitenwende“ der Habermas’schen Theorie des

Deutschen Sonderwegs entgegen, um zur Diagnose zu kommen, dass die aktuellen Krisenentwicklungen kein singulär deutsches Phänomen sind, sondern der Eintritt in eine Krisenzeit der Globalisierung – ein globales Zeitalter der Polykrise. Global, national und regional. „Die Krise der Globalisierung gestaltet sich heterogen. In ihr überschneiden sich Kriege, geopolitische Spannungen, die Klimakrise, eine Pandemie wie auch massive Spannungen im Weltwirtschaftssystem.“

Dass die Globalisierung viele Krisenzustände zeitigt, bemerkte auch schon Edgar Morin, der Vater des Begriffs Polykrise: „Die Globalisierung erzeugt nicht nur ihre eigene Krise, ihr Dynamismus ruft auch vielfache und verschiedenartige Krisen auf planetarer Ebene hervor.“ Da wären zuerst die Auswüchse der Ökonomie, eine Maschine, die den Weltenkreis mit Geldmengen überschwemmt und die Casinomentalität der Banken fördert. Selbst Alan Greenspan, der frühere Chef der amerikanischen Notenbank, gesteht in seinem 2007 publizierten Buch, noch vor der Finanzkrise 2008, dass die Finanzwelt ein trunkenes Schiff geworden sei, die abgekoppelt von den produktiven Wirklichkeiten existiere. Laut Oxfam-Bericht zur sozialen Ungleichheit 2024 haben die fünf reichsten Männer der Welt ihr Vermögen in den letzten fünf Jahren verdoppelt. Es wuchs damit dreimal so schnell wie die Inflationsrate.

Die zweite wesentliche Krise sei die ökologische. Durch die stetige Verschlechterung der Biosphäre, rufe diese wiederum neue politische, soziale und wirtschaftliche Krisen hervor. Während in westlichen Gesellschaften, in der Regel die Profiteure der Globalisierung, die Bevölkerung sinke und in ärmeren Ländern, häufig die Verlierer der Globalisierung, die Bevölkerung wachse, breite sich die demografische Krise durch Migrationsströme weiter aus. Dies befeuert die urbane Krise in umweltbelasteten und umweltbelastenden Megastädten, in denen riesige Armen-Ghettos anwachsen, während sich die Reichen in eigenen Ghettos einmauern. Und Morin geht noch weiter: Der ländliche Raum veröde zunehmend, nicht nur durch den Zuzug in die Städte, sondern auch durch die industriellen Monokulturen, Pestizide und Hormone. Diese Komplexität der



Probleme verschlimmere die Krise des Politischen zunehmend, da die politischen Akteure unfähig seien, die Vielschichtigkeit und das Ausmaß des Neuen zu denken. Diese Unfähigkeit attestiert er auch den Religionen, die im Zuge stetiger Verweltlichung, hin- und hergerissen zwischen Modernismus und Fundamentalismus sowie internen Konflikten und rivalisierender Kulte, ihren vermeintlichen Prinzipien universeller Brüderlichkeit weniger denn je gerecht werden könnten. Vielmehr zögen sie weltliche Einrichtungen in ihre Konflikte hinein und berauben sie so ihrer Wirkmächtigkeit. „Der universalistische Humanismus zerfällt in nationale und religiöse Identitäten, während er noch nicht zu einem planetarischen Humanismus geworden ist, der die unlösbare Bindung zwischen menschlicher Einheit und Verschiedenheit respektiert.“

Ausgehend vom krisengebeutelten Mediendiskurs dieser Tage lassen sich in der Bundesrepublik Deutschland zwei Panik-Pole im Konjunktiv beobachten: Während die einen aus einem überbordenden Mor-

alismus heraus die Konsequenzen der Polykrise negieren und ideologisch verbohrt Entscheidungen trafen, würden die anderen versuchen, die aufsteigenden Ängste für ihre persönlichen machtpolitischen Ambitionen fruchtbar zu machen. Die träumerischen Überzeugungen wohl-situierter Elitenträger hielten diese von notwendigen Entscheidungen ab. Die Wahlerfolge der blauen Partei seien die Konsequenz dieser Politik, die Krisenzustände nur verwalte und nicht erkenntlich im Sinne des Gemeinwohls handele, so der häufig geäußerte Vorwurf.



Die „Mächtigen“ in Berlin wälzen die Umsetzung ihrer Entscheidungen auf die Länder und Kommunen ab. Zankerei, politischer Klüngel und realitätsferne Ansprüche bar jeder Vernunft, seien der Grund für den voranschreitenden Vertrauensverlust in die etablierten Parteien.

Wer haltlos umherirrt, sucht nach einer festen Hand, die Sicherheit bietet. 16 Jahre Merkel-Ära zeigen das

tiefe Bedürfnis der Menschen nach Beständigkeit – wie erklärt man sonst die viermalige Wiederwahl von „Teflon-Merkel“? Mit Charisma und politischer Innovation wohl kaum. Nein, es soll alles so bleiben, wie es ist. Gewissheit ist das wesentliche Bedürfnis des Großteils aller Individuen und das ist verständlich.

Beständige Gewissheiten: eine

flourierende Wirtschaft, kontinuierliche Wahlergebnisse, günstige Energieversorgung und eine dauerhafte Friedensordnung sind heute weggebrochen. Diese unbestreitbare Tatsache zeitigt nahezu alle Symptome des gesellschaftlichen Klimas in Deutschland und seiner Nachbarstaaten – nach Tooze auch global. Die Folge ist das immer heftigere Infragestellen des aktuellen politischen Systems: die Legitimationskrise. Es bleibt abzuwarten, ob Berlin, wie Adam Tooze es 2022 im Willy-Brandt-Haus ausdrückte, „das Donnern der Weltgeschichte gehört hat oder nicht.“

□

Crisis? What crisis?

von Thomas Honegger, Professor der anglistischen Mediävistik an der FSU

Die älteren Jahrgänge unter unseren Leser*innen kennen den Titel meiner Kolumne vielleicht noch als Zitat aus dem französisch-britischen Film *The Day of the Jackal* (1973) oder aber als Titel des gleichnamigen Albums (1975) der britischen Gruppe Supertramp.

Das Cover-Bild macht auch gleich klar, dass der Titel des Albums wohl eher ironisch gemeint war – was vor dem Hintergrund der Wirtschaftskrise von 1973-1975, ausgelöst durch das Ölembargo der arabischen OPEC-Staaten gegen die USA, damals jedem sofort klar war.

Dieser Blick ein halbes Jahrhundert zurück ist für uns heute deshalb lehrreich, weil er zeigt, dass Krisen zum ganz normalen ‚Tagesgeschäft‘ der Menschheit gehören – wenigstens seit unserer Vertreibung aus dem Paradies. Unsere Gegenwartsfixation hat zur Folge, dass wir unser Versagen, die aktuellen (welt-)politischen Probleme zu lösen, gerne mit Hinweisen auf die multiplen Krisen unserer Gegenwart zu entschuldigen suchen. Nun hat es mit der Flüchtlingskrise, der CoVid Pandemie, dem Angriffskrieg Russlands gegen die Ukraine, der massiven Verteuerung der Energie und der Lebenskosten, dem Scheitern der Regierung etc. im letzten Jahrzehnt eine gefühlte Häufung der krisenhaften Situationen gegeben und es besteht die Gefahr, dass durch diesen permanenten ‚Krisen-Diskurs‘ die Krise nicht mehr als „schwierige, gefährliche Lage, in der es um eine Entscheidung geht“ (DWDS) bzw. als einen

„entscheidende[r] Wendepunkt im Verlauf einer akuten Krankheit“ (ibid.) interpretiert, sondern als einen nicht zu ändernden Dauerzustand akzeptiert wird – als eine chronische Dauer- und/oder Polykrise eben. Damit werden Krisen nicht mehr als zwar bedrohliche, aber neue Energien freisetzende Situation gesehen, die schließlich aufgelöst und überwunden werden können. Vielmehr präsentieren sie sich als lähmende, die Menschen zu passivem Leiden verdammende Zustände, die das optimistische Erfolgsnarrativ der Moderne konterkarieren. Noch bei Marx werden die Krisen des Kapitalismus positiv interpretiert, da sie zwar temporäre Verwerfungen verursachen, insgesamt jedoch nur eine Phase auf dem langen Weg der Menschheitsentwicklung darstellen, der schlussendlich in der Etablierung einer klassenlosen Gesellschaft mündet. Er stellte sich damit implizit gegen die seit der Antike und im Christentum vorherrschende Interpretation der Krise als Strafe der Götter bzw. Gottes und Teil der *conditio humana* seit der Vertreibung aus dem Paradies.

Und wie sieht unsere Reaktion auf die Krise aus? Gehören wir zu denen, die eine Krise als Chance sehen und mit einem emphatischen ‚Yes, we can!‘ antworten (bzw. mit der etwas abgeschwächten deutschen Variante ‚Wir schaffen das!‘), oder ziehen wir uns zurück und verschließen die Augen vor der Realität im Sinne von ‚Crisis? What crisis?‘ Bei den meisten wird es wohl etwas dazwischen sein – wofür wiederum die Briten die perfekte Formulierung fanden: ‚to keep a stiff upper lip and soldier on‘ (‚die Ohren steif halten und weitermachen‘). In diesem Sinne: auf ein gutes 2025! □



Die Äs

Vor über neun Jahren war ich in einem Möbelgeschäft in Jena und stand vor einem Wandschrank. Auf diesem Wandschrank schaute mich das Gesicht Ché Guevaras an. Das berühmte Portrait „Guerrillero Heroico“, ursprünglich ein Foto von Alberto Korda, später vom Künstler Jim Fitzpatrick verfremdet, das mir in meiner Schulzeit schon von den T-Shirts etlicher Mitschüler:innen entgegenblickte, das ich hunderte Male auf Buttons sah, dutzende Male als Aufkleber in verranzten Toilettenkabinen. Oft mit irgendeinem rebellischen

Spruch versehen. „Viva la revolución“ oder so. Ich sah den Wandschrank, der teurer war als die meisten anderen Wandschränke in diesem Geschäft und mir war klar, dass vom Gesicht dieser historischen Person, ob man sie nun mag oder verabscheut, keinerlei tiefgründigere Message mehr ausgeht. Es wurde vereinnahmt und letztlich zu nichts anderem als einem Werbelogo, ähnlich dem gelben M von McDonalds oder den Streifen von Adidas.

Nichts verkauft sich im Kapitalismus so gut wie eine symbolische, bzw. rein auf ästhetischer Ebene stattfindende, Rebellion gegen den Kapitalismus. Die Situationisten, eine anarchistische Gruppe mit Ursprung in Frankreich um den Theoretiker Guy Debord, hatten dafür einen Begriff: die Rekuperation. Alles Rebelle wird früher oder später von dem System, gegen das es rebelliert, vereinnahmt, wodurch es seine subversiven Eigenschaften verliert. Ein Beispiel wären die Hippies, die eigentlich zunächst gegen Kapitalismus und Establishment protestierten, von sich behaupteten, dass sie eine Gegenwelt bilden wollen, nur um letztlich selbst entweder Teil des Establishments zu werden oder zu einer reinen Ästhetik zu verkommen, die man zum Fasching, auf Festivals oder auf Instagram findet. Ein nachhaltiger Style, der einst daraus bestand, alte Sachen zu tragen oder selbst herzustellen, ist mittlerweile teuer geworden und nicht mehr individuell. Gut zu sehen auch bei den Grünen, deren Mitglieder und Wäh-

thetisierung des Widerstandes

von Sebastian Baum

lerschaft sich nun zum größten Teil aus den finanziell gut versorgten Akademiker:innenkreisen rekrutiert, sich Koalitionen mit der CDU um Friedrich Merz gut vorstellen kann, bzw. für eine Erhöhung des Wehretats eintritt und dabei die pazifistischen Wurzeln vergisst. Die Zeiten, in denen Joschka Fischer mit Turnschuhen im Bundestag die „alte BRD“ und vor allem die CDU in Angst und Schrecken versetzte, sind vorbei. Vielleicht war es auch damals schon nur Widerstand auf der Ebene der Ästhetik.

Diese Kritik der Situationisten galt übrigens nicht nur dem Kapitalismus. Auch dem Realsozialismus kann man vorwerfen, etwa Karl Marx und Friedrich Engels durch die massenhafte Zurschaustellung ihrer Anlitze zu leeren Symbolen degradiert zu haben. Und auch dort nutzte man Ché Guevara oder andere Revolutionäre, um in ihren starren Systemen, angeführt von alten männlichen „Betonköpfen“ die Ästhetik der Rebellion zu vereinnahmen.

Mit Adenauer gegen die Merkel-Ära

Auf politischer Ebene scheint in den letzten 10 bis 15 Jahren ein Wandel stattgefunden zu haben. Das Rebellische scheint immer gefragter bei immer größeren Wählerschaften zu sein, nicht nur bei der Jugend. Anders ist der Erfolg der AfD kaum zu erklären. Begonnen hat es aber bereits 2010 mit der Piratenpartei. Für eine kurze Zeit konnten sie bei der Sonntagsfrage erstaunliche Ergebnisse generieren, einfach nur, weil sie eine Alternative zum eingefahrenen politischen System der wiedervereinten BRD bilden konnten. Die Inhalte waren vielen dabei wohl egal, wichtiger war, dass die Piraten ihren Widerstand bereits im Namen trugen. Verfolgt man den

weiteren Werdegang der damaligen „Spitzenkandidaten“ ist man an die Hippies erinnert. Direkt auf den Niedergang der Piraten, der ebenso schnell eintrat wie ihr „Aufstieg“, folgte die AfD. Schon bei ihrer Gründung 2013 war sie eine Partei, die sich gegen den Zeitgeist stellte und vorgab eine Alternative zum Bestehenden zu bieten. Als Deutschland vom schwachen Euro immens profitierte und noch Exportweltmeister war, forderte sie die Rückkehr zur starken D-Mark, welche die Exporte gefährdet hätte. Nichts mehr als eine undurchdachte Trothaltung, aber sie machte die Partei zur Rebellion gegen das politische Establishment, gegen die damals schon zwei Legislaturperioden alte Merkel-BRD. Die rechteren Positionen wurden damals noch von PEGIDA vertreten, welche sich die Montagsdemos und den Anspruch „Wir sind das Volk“ von der Widerstandsbewegung der späten DDR aneigneten, dabei aber gegen die imaginierte Islamisierung des Abendlandes und ähnliche Schreckgespenster protestierte. Eine Haltung, welche nach 2015 immer mehr von der AfD übernommen wurde.

In den darauffolgenden neun Jahren wurde Weihnachten zwar noch nicht abgeschafft und die Bratwurst nicht zwangsveganisiert, auch hielten die Corona-Maßnahmen kein Jahrzehnt an. Dennoch setzte sich der Rechtsruck weiter fort, sodass mittlerweile Teile der Partei als gesichert rechtsextrem eingestuft wurden. Die AfD fühlt sich in ihrer Rolle als Systemgegner sichtlich wohl, packt den Spruch: „Fast schon verboten gut!“ auf ihre Wahlplakate, wohlwissend, dass ein Parteiverbot sowieso kaum zu erwarten ist, die Debatte darum ihre Märtyrerrolle aber umso mehr stärkt. Was sie will, ist eine Rückkehr zum Alten, eine komische Mischung aus Konservatismus der Adenauer-Ära und Steuer-

nostalgisch?

relevant!



STIFTUNG
THÜRINGER SCHLÖSSER
UND GÄRTEN



blog



THEATER
ALTENBURG
GERA

FÜR STUDIERENDE UND SCHÜLER:INNEN

LAST MINUTE TICKET

15 min
vor Vorstellungsbeginn
THEATERTICKETS

*GEGEN VORLAGE EINES GÜLTIGEN STUDIERENDEN- BZW. SCHÜLER:INNEN-AUSWEISES SIND DIE KARTEN
ZUM PREIS VON 6 € FÜR LAUFENDE VORSTELLUNGEN SOWIE FÜR 9 € FÜR PREMIEREN ERHÄLTICH.

ab **6** €*



und Sozialpolitik der Reagan- und Thatcher-Zeit (Ade-
nauers Lastenausgleich würde ihnen heute wohl eher
sauer aufstoßen). Obwohl die Partei seit ihrer Gründung
nie unter Verdacht stand, auf irgendeine Weise progres-
sive Politik zu verfolgen, machte das Erstarken der Hö-
cke-Fraktion ihre Zielsetzung noch rückwärtsgewandt
als zuvor und verpasste ihr einen völkischen Anstrich.

Rebellische Kinder der Finanzkrise

In Amerika folgte auf die Finanzkrise 2008 eine Welle von
Widerstandsbewegungen, deren Protest meist auf einer
ästhetischen Ebene blieb und das sowohl links als auch
rechts. Bei Occupy Wallstreet ließ man auf linker Seite
Dampf ab gegen die Bail-Outs in der Finanzbranche, hin-
terließ aber nicht mehr als einen verdreckten Zuccotti
Park und ein paar Blueprints für horizontal organisierte
Gesellschaften. Links-liberale und rechte Medien nut-
zen diese Unfähigkeit auf politischer Ebene aus, um den
Widerstand der Lächerlichkeit preiszugeben. Ein paar
von ihnen fanden sich 2016 im Wahlkampf Bernie San-
ders wieder, der selbst oft von einer politischen Revo-
lution sprach, letztlich aber nur für ein wenig mehr So-
zialstaat kämpfte. Im Rennen gegen Clinton zog er den
Kürzeren, was dazu führte, dass die Revolution 2020 be-
reits im Keim erstickt wurde – und 2024 vergessen war.

Auf der rechten Seite hatte der Protest gegen die
Finanzkrise länger währende Effekte. Er begann mit
der Tea-Party Bewegung. Vom Namen her an die Boston
Tea Party, also an den großen rebellischen Akt gegen die
englische Monarchie, angelehnt, der die USA überhaupt
erst schuf, war sie im Inhalt alles andere als rebellisch.
Urkonservativ und contra Sozialstaat, verteuflten ihre
Anhänger Präsident Obamas Ideen zur Reformierung
des miserablen amerikanischen Gesundheitssystems als
Kommunismus. Schon damals schloss sich eine wilde Mi-
schung aus Wirtschaftslibertären und religiösen Rech-
ten zusammen, die Jahre später auch unter dem Trump-
Banner wieder vereint werden würde.

Trump baute bereits im Wahlkampf vor 2016, stärker
aber noch 2024 auf einer Ästhetik des Widerstandes auf.
Man könnte behaupten, den Wahlsieg konnte er immer
nur dann erringen, wenn er in der Rolle des Herausfor-
derers war. 2020 war er selbst das Establishment, konn-
te im Wahlkampf ja nicht auf sich selbst schimpfen, hat
womöglich gerade deshalb gegen Biden verloren. 2024
war er aber wieder der vermeintliche „Underdog“, führ-
te eine Liga der „Rebellen“ gegen das politische System
Washingtons an, obwohl er es 4 Jahre zuvor selbst noch
stellte. Dabei sind seine Reihen mit Personen gefüllt,

deren politische Ansichten alles andere als rebellisch
oder anti-elitär sind, sondern stockkonservativ und am
Erhalt der Interessen reicher Eliten orientiert, eine Kon-
tinuität der Tea-Party-Bewegung. Vor allem aber ste-
hen sie auch hier für eine Politik, die an einem Großteil
ihrer Wählerschaft vorbeigeht. Zu behaupten, dass
alle Trumpwähler:innen zu dumm seien, dies zu verste-
hen, wäre zu einfach. Wahrscheinlicher ist, dass sie ihn
wohlwissend trotzdem wählen, einfach um „dem Estab-
lishment“ eins auszuwischen. Der Attentatversuch war
nur das i-Tüpfelchen auf einer ansonsten perfekt durch-
geplanten Medienkampagne.

Als Tucker Carlson im Dezember 2023 Kevin Spacey in
seiner Rolle als Frank Underwood (aus der Serie *House
of Cards*) interviewte und die Frage stellte „Are you in
your role or is this real?“ antwortete dieser mit der
Gegenfrage „What is real, what is fictional?“ Weiter führ-
te er aus, dass er es liebt, wenn das Fiktionale und das
Reale verschwimmen, weil es dann erst interessant wird.
Eine frühe Kampfansage für den Wahlkampf 2024. Gab
sich der einstige Fox-News Moderator Carlson noch zu-
vor als Trump-Kritiker, stand er nun mit auf der Redner-
liste des National Convents der Republikaner, um den
Immobilienmillionär anzupreisen. Auf demselben Con-
vent auf dem Wrestler Hulk Hogan Trump als ameri-
kanischen Helden feierte und in seinen Reden ständig
zwischen seiner Rolle als Wrestler und seiner realen
Person, die eigentlich Terry Boleal heißt, wechselte –
natürlich mit verschwimmenden Grenzen. Tucker Carl-
sons Aufnahme in den Wahlkampf war der endgültige
Übergang zum ästhetischen Wahlkampf, der es 2016 be-
reits war, 2024 aber eine neue Qualität annahm. Trumps
Verurteilungen und seine Rolle in den Geschehnissen
vom 6. Januar 2021 kann man auch dann nur übersehen,
wenn man aus blinder Rebellion allen Gerichtsurteilen
per se misstraut.

Die US-Wahl ist nun schon einige Wochen her, Trump
hat diesmal sogar mit einer Mehrzahl der Wählerstim-
men gewonnen und im Gegensatz zu 2016/17 hat sich
kein „#Resistance-Movement“ auf Twitter gebildet, kein
Frauenmarsch angemeldet und die Schreie nach den
Mueller-Reports, welche die russische Beeinflussung
des US-Wahlkampfes zu Gunsten von Trump nachweisen
sollten, sind verstummt. Sowohl auf ästhetischer, als
auch „realer“ Ebene findet momentan kein Widerstand
gegen den zweiten Amtsantritt Trumps, trotz dessen un-
demokratischen Androhungen, statt. Ist dies als Zeichen
des Aufgebens zu deuten? Ein Rückzug ins Private? Oder
ist es die Ruhe vor dem Sturm? □

Wenn Fakten zur Option Politik zum Enterta

Vom “talk radio” zu Donald Trump

von Jola Dicken

Das Phänomen Donald J. Trump. Die Erklärungsversuche für seinen Erfolg sind insbesondere in der deutschen Medien- und Politiklandschaft so vielfältig wie unbefriedigend. Was zu wenig beleuchtet wird, ist, dass Donald Trump kein Zufall ist, keine plötzliche unerklärbare Erscheinung. Vielmehr ist der ehemalige und zukünftige US-Präsident logischer Teil einer Kontinuität in der amerikanischen Rechten. Ein häufig unterschätzter Faktor ist dabei das politische „talk radio“ und dessen erfolgreichstes Gesicht: Rush Limbaugh.

Dass die USA eine gesplante Gesellschaft sind, stellt wohl niemand mehr in Frage. Wie es so weit kommen konnte, beschäftigt dabei nicht nur die Amerikaner selbst: Die Augen der Welt sind auf sie gerichtet. Das dumpfe Entsetzen, dass man auch hierzulande angesichts der Wiederwahl Trumps spürt, zeigt eine Blindheit, die die Entwicklung der republikanischen Partei seit den 90er Jahren verkennt und Trump als Überraschungsphänomen begreift. Der ehemalige Präsident Barack Obama hat diesen Zusammenhang schon früh erkannt: „Donald Trump is not an outlier; he is a culmination, a logical conclusion of the rhetoric and tactics of the Republican Party“, sagte er dem NewYorker kurz nach dem ersten Wahlsieg Trumps 2016.

In der Medienlandschaft der USA kann man den Beginn dieser Entwicklung spätestens in die späten 80er Jahre setzen, als das Ende der Fairness-Doktrin beschlossen wurde.

Nach dem Zweiten Weltkrieg, im Jahr 1949, erließ die staatliche, aber unabhängige Aufsichtsbehörde Federal Communications Commission diese Doktrin. Sie sollte in einem nahezu unregulierten US-amerikanischen Mediensystem sicherstellen, dass Themen von

öffentlichem Interesse ausgewogen und fair diskutiert werden. Ihr Einflussbereich und auch ihre Rechtmäßigkeit waren umstritten, aber sie war Ausdruck eines Bedürfnisses nach verlässlichen Informationsquellen und der Schaffung einer Institution, die über Balance und Faktentreue wachen sollte. Aus heutiger Sicht eine sehr kluge und nahezu prophetische Idee, wenn man sich die Bedeutung von Wahrheit im medialen Diskurs der USA im Jahr 2025 ansieht. Schlussendlich war die Doktrin dem politischen Gegenwind und dem Aufschwung neuer Medien nicht gewachsen und wurde unter Ronald Reagan abgeschafft.

Ein Medium, das nach dem Ende der Richtlinie einen besonders großen Aufschwung erlebte, war das politische „talk radio“. Die Sendungen wurden in der Regel von einem, meist konservativen, Host getragen, der mit seiner Persönlichkeit Ton und Format bestimmte. Häufig gab es auch die Möglichkeit für die Zuhörerschaft, ihre eigene Meinung in kurzen Anrufen zu äußern. Mit 15-20 Millionen wöchentlichen Zuhörenden markierte die Rush Limbaugh Show den Höhepunkt des „talk radios“, deren erste Show 1988 ausgestrahlt wurde und die bis zu Limbaughs Tod 2021 weiterlief. Das Konzept Limbaughs

und inment werden

war dabei so simpel wie erfolgreich: Im Vordergrund stand die Unterhaltung der vorwiegend weißen, männlichen Zuhörerschaft im Stammtischstil. Seine Sendungen waren durchzogen von Rassismus, Misogynie und Homophobie. Verleumdung und Beleidigung Liberaler wurden zum Kavaliersdelikt. Beispielsweise bezeichnete er feministische Aktivistinnen als „feminazis“ und begann 2007 einen ‚Parodie-Song‘ mit dem Titel „Barack, the Magic Negro“ in seiner Sendung abzuspielen. Darin bezog er sich auf die hohen Zustimmungswerte Barack Obamas bei weißen Wählern. Nur zwei Beispiele von vielen, die aber eindrücklich zeigen, welchen Ton die Rush Limbaugh Show mitunter anschluss.

Limbaugh hatte als reichweitenstärkster Radio-Entertainer über drei Jahrzehnte einen enormen Einfluss auf die Medienlandschaft. So prägte er Diskurse und veränderte die politische Kultur in den USA nachhaltig. Er erreichte insbesondere republikanische Wählerschaft und präsentierte sich erfolgreich, wie Trump heute, als mutigen anti-elitären Wahrheitssager. Die Entwicklung der Vereinigten Staaten zu einer postfaktischen Gesellschaft, in der Verleumdungen der neue gute Ton und Wahrheiten vielfältig sind, wurden von ihm mitbegleitet und angeführt. Insbesondere aber war er Wegbereiter für die Erfolgsgeschichte Donald Trumps in der Republikanischen Partei und in der gesamten Nation.

Als am 05. November 2016 Trump das erste Mal zum Präsidenten gewählt wurde, verfiel die westliche Welt in eine Art Schockzustand. Dass eine so etablierte und erfahrene Politikerin wie Hillary Clinton gegen einen politisch unerfahrenen Reality-TV Star verlieren könnte, damit hatte niemand gerechnet.

Dabei wird eben viel zu oft nicht beachtet, wie Konservative und Rechte ab den 1990ern begonnen haben, die Medienlandschaft für sich einzunehmen, wofür



Rush Limbaugh nur ein Beispiel ist. Der Aufstieg von FoxNews zum reichweitenstärksten Sender in den USA ist ein weiteres. Donald Trump ist kein Zufall – vielmehr ist er der Kulminationspunkt einer Entwicklung, die ihren Anfang in den 80er/90er Jahren nahm. Entertainer wie Rush Limbaugh etablierten Politik als Komödie, als unterkomplexes Unterhaltungsmodell, das den Gegner verachtete und Fakten zur Option, statt zur Pflicht werden ließ. Vor allem FoxNews trat in die Fußstapfen Limbaughs und inszeniert als wichtigstes konservatives Medium bis heute Politik als Theaterstück von Gut gegen Böse. Bis zu seinem Tod war Limbaugh gemeinsam mit FoxNews treuer Gefährte Trumps und beide Akteure dienten auf ihre Art und Weise als Megafon für bedingungslose Trump-Propaganda.

Donald Trump ist also lediglich der Zenit, oder die Spitze des Eisbergs einer postfaktischen Entwicklung des rechten Amerikas, unter dem angesichts seiner Politik fast satirischen Motto: „Make America Great Again“.



Warum die CDU die Grünen braucht

von Rebecca Hinrichs

Seit ihrem Eintritt in die Ampelregierung und spätestens seit dem umstrittenen Heizungsgesetz gelten die Grünen als das Hassobjekt konservativer, rechter Kreise: Wie dieser einzigartige Fall des Scapegoating der Demokratie gefährlich werden könnte.

Dass es im demokratischen, pluralistischen System zum politischen Alltag gehört, sich hinsichtlich seines politischen Gegners abzugrenzen, um den eigenen ideologischen Standpunkt zu festigen, gilt als allseits bekannt. Doch was, wenn aus Rivalen Feinde werden? Vielleicht sogar ein bester Feind? Auftritt: Die Grünen.

Nachdem Wirtschaftsminister Robert Habeck innerhalb der selbstzerstörerischen Ampel-Koalition eine Debatte über das sogenannte Heizungsgesetz anstieß, trat vor allem die Union mit ihrer (nervigen) kleinen Schwester CSU eine regelrechte Hasskampagne los. Um jeden Preis wurde das Bild der staatsgefährdenden grünen Partei gepusht. Egal, welche Söder-Rede man ab diesem Zeitpunkt ertragen musste, man hätte jedes Mal im Bingo mit dem Begriff „die Grünen waren's“ haushoch gewonnen.

Erst im Oktober stellte Söder, Parteichef der Sozialchristen, fest: „Die Grünen bleiben Linke und bleiben Ideologen.“ Um die Aussage in den richtigen Kontext zu rücken, sei vielleicht auch erwähnt, dass Bayern eines der ersten Bundesländer war, das mit einer Prise dogmatischer Basta-Politik ein Gender-Verbot in Schulen und öffentlichen Dienst verhängte sowie das Aufhängen von Kreuzen in bayerischen Klassenzimmern verordnete. Ideologische, verbissene Anti-Wokeness als Reaktion auf die angeblich linke Bubble, die in der Regierung was durchgesetzt bekommt mit der FDP im Nacken?

Austeilen statt eingestehen

Es scheint beim genaueren Betrachten, eine durchdachte Strategie zu sein, sich beim Anblick des eigenen Fehlverhaltens rigorose Identitätspolitik als Schutzschild vor der eigentlichen Realität zu nutzen. Was bleibt der Union auch noch nach 16 Jahren Stillstand und Verwaltung des Nichtstuns durch Merkel? Welche sogenannte Policy-Domain besetzt die Partei noch außer dem „Wir sind nicht diese linken Spinner, die uns die Bratwurst wegnehmen und Gendern aufzwingen wollen“ und eine beobachtbare Annäherung an rechts, indem man auf das Agenda Setting der AfD mühelos aufspringt? Höchstens Migration und Sicherheit, was häufig auch noch miteinander verknüpft wird, scheint sich als Merkmal der jetzigen CDU herauszustellen. Auch die wirtschaftlich schwierige Situation sei einzig und allein den Grünen, dem „Brandstifter der Koalition“, zuzuschreiben. Bei jeder berechtigten Kritik, die man an der Ampel üben konnte: Es schwang immer mit, dass die Grünen das wahre Problem seien.



All das nur, um zu Beginn des Wahlkampfes plötzlich zu merken, dass Schwarz-Grün doch nicht so eine schlechte Idee wäre. Ab wann kommt sich ein Wähler eigentlich versichert vor? Oder hat das Ablenkungsmanöver, durch Anti-Woke-Gerede eine woke Gefahr zu schaffen, die so nicht existiert, sondern nur als Gegenstück in einem Diskurs, der grundsätzlich nur von rechts geführt wird und grundsätzlich nur dort eine Gefahr darstellt, einfach so gut funktioniert, dass es sich bald als bewährte Taktik etablierte? Nur so scheint es die CDU zu schaffen, den Fokus von den tatsächlichen Krisen unserer Zeit, wie soziale Ungleichheit oder drängende Umweltfragen, abzulenken und stattdessen über die Gefahr der „Wokeness“ zu wettern.

Soll dies von der eigenen Unfähigkeit ablenken, politische Themen klar für sich zu benennen, weil man zunehmend Konkurrenz von rechts bekommt, die auch noch systematisch versucht, ihr gefährliches Gedankengut in der Gestalt in den Diskurs zu bringen, dass sie wie normale konservative Positionen klingen? Es scheint fast so, als brauche die Union mitunter die Grünen, um von ihrer eigenen Handlungsunfähigkeit abzulenken.

Die Macht des Informellen

Natürlich kann es im demokratisch-parlamentarischen System durchaus zu heftigem Schlagabtausch kommen. Doch scheint diese Debatte zunehmend den Habermas'schen Grundsatz der gegenseitigen Toleranz zu verlieren. Ähnliches beobachten Levitsky und Ziblatt auch in ihrem (sehr empfehlenswerten) Buch *How Democracies Die*. Hier führen sie neben dem Grundsatz der „*mutual toleration*“ auch sogenannte „*forbearance*“, zu Deutsch „Mäßigung“, an. Wird in der politischen Auseinandersetzung keinerlei Mäßigung angewendet, kommt es zum sogenannten „*political hardball*“, also der rücksichtslosen Ausbeutung aller Mittel, um dem Gegner gegenüber einen Vorteil zu erlangen.

Jetzt könnte man vielleicht anmerken, dass die Themen unserer heutigen Zeit uns viel-

leicht auch immer mehr über den Kopf wachsen, sodass automatisch ein hochpolarisierter Diskurs entsteht. Doch genau hier ist diese Art von „Mäßigung“ gefragt: Der politische Gegner sollte nicht als Rivale und demokratiegefährdend diffamiert werden, da dies sonst der Legitimität des demokratischen Systems insgesamt schadet. Legitimer politischer Rivale statt Todfeind, den es gilt, zu vernichten. Diese Beobachtung lässt sich auf alle Richtungen des politischen Spektrums anwenden.

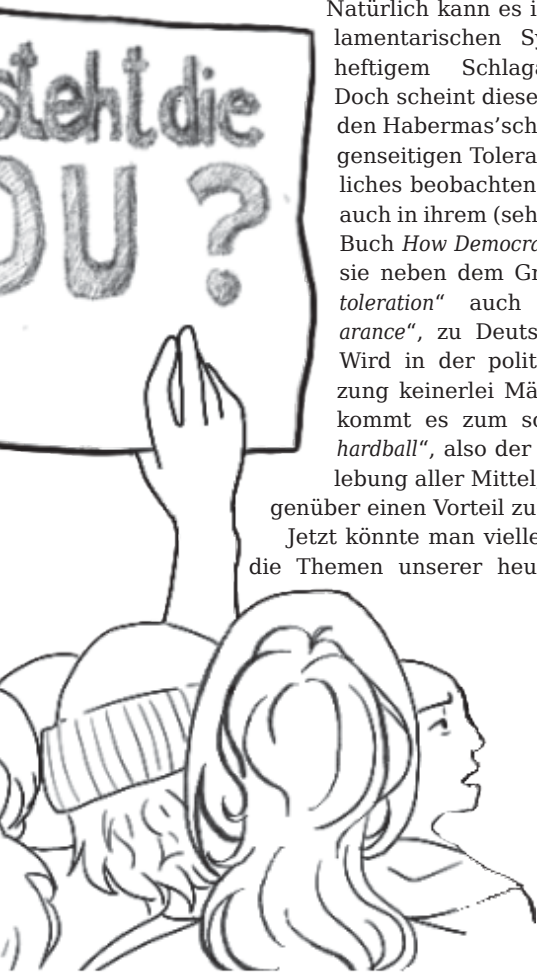
Als mahnendes Beispiel, was passiert, wenn sowohl *mutual toleration* als auch *forbearance* allmählich zu Grunde gehen, nennen Levitsky und Ziblatt die USA. So reihte sich auch der Aufstieg Trumps ein in einen Prozess, welcher bereits seit Ende der 1970er Jahre Einzug in das amerikanische Parteiensystem hält: Der Verlust der Anerkennung des politischen Gegners als legitimer Rivale im politischen System, hin zu einer Politik der Blockade statt Zusammenarbeit.

Übertragen auf die BRD lässt sich eine ähnliche Entwicklung auch seit dem Aufkommen der AfD seit Anfang der 2010er Jahre beobachten. Parteien wie die Union, die der AfD ideologisch noch am nächsten stehen, haben logischerweise größere Schwierigkeiten in der Abgrenzung zu dieser. Sprich, es liegt vor allem an ihnen, die Funktion eines effektiven „Gatekeepers“ zu erfüllen, der nach Levitsky und Ziblatt das Diffundieren und Akzeptieren von demokratiefeindlichen Kräften in das demokratische Parteiensystem verhindert. Doch statt den wahren Demokratiefeind, der von rechts droht, effektiv zu benennen und damit eine staatsmännische Haltung zu beweisen, setzt die CDU auf das beschriebene Ablenkungsmanöver. Ein Ablenkungsmanöver, das unsere Demokratie teuer bezahlen könnte.

Grüner Feind, brauner Schatten

Dieses verantwortungslose Gebaren könnte uns bald um die Ohren fliegen, wenn es die AfD im Schatten des blinden CDU-Hasses gegenüber den Grünen schafft, sich immer mehr als legitime Option im deutschen Parteienspektrum zu etablieren. Und was sendet ein stärkeres Signal: Wenn alle Parteien links der Mitte in Deutschland durchgehend auf die Gefährlichkeit der AfD hinweisen, dies aber bei konservativen Wählern überhaupt gar nicht richtig ankommen kann, weil durch das Ablenkungsmanöver der CDU nahezu jede Stimme von links als nicht beachtenswert und ideologisch verseucht bewertet wird? Oder wenn eine Unionspartei, die der AfD am nächsten steht, ihre aktuellen Bemühungen effektiv ihrer Gatekeeping-Funktion gegenüber der AfD widmet?

Die CDU scheint die Grünen als breites Schutzschild vor der eigenen Leere und damit zur eigenen Legitimation zu brauchen. Doch wir brauchen die CDU, um unsere Demokratie gegen rechts außen zu verteidigen. □



La deutsche Vita

perché ti amo Italia

von Julia Florschütz

Bei dem wechselhaften Aprilwetter und dem sich bitten lassenden Sommer erinnern wir uns doch alle gern an die Gut-Wetter-Erlebnisse des Vergangenen. An einem lauen Juliabend in der Kulturarena spielte „Erobique“ auf dem Theatervorplatz. Das Grand Final bildete der Song „Urlaub in Italien“. Es herrschte gute Laune, es wurde getanzt und die Arme gehoben, kollektiv mitgesungen: *Urlaub, im Urlaub in Italien. Mit den Eltern 1986*.

Nach etwa der 10. Wiederholung dieser Zeilen wurde ich stutzig. Höchstwahrscheinlich stand um mich so gut wie keine:r, der oder die 1986 die Möglichkeit hatte, Italien zu besuchen, nicht nur, weil sie wie ich zu dieser Zeit nicht existiert haben – die Zuhörerschaft war schätzungsweise im Durchschnitt etwas älter als ich – nein, auch weil sie einfach schlichtweg nicht die Möglichkeit hatten, zu dieser Zeit in dieses Land zu reisen.

Zu „Erobique“ inhaltlich ähnlich, aber eigentlich doch ganz anders, hält es die Band „Roy Bianco und die Abbrunzati Boys“. Die Liebe zu Italien scheint hier sogar noch enthusiastischer zu sein. In den 80ern mag sie jeder wahre Fan erlebt haben, (vordergründig, weil es ein Running Gag ist, dass die Band schon 1982 gegründet worden sei, eigentlich gibt es sie aber erst seit 2016). In fast ausnahmslos jedem Lied geht es um Orte in Italien, Roller fahren, Sonne tanken, Meer, Pool, Aperol Spritz. Sie gehören dem Italo-Schlager an und sind somit die gegenwärtige Weiterführung eines Genres, das schon im 20. Jahrhundert die (deutschen) Massen bewegt hat. Dabei sind sie mit einem unersten Auge zu betrachten. Anders ginge es auch nicht beim Anblick ihrer übergroßen Anzüge und falschen Lachern, die sie exorbitant viel einstreuen.

Aber es muss nicht immer neu sein, um mitzureißen. *Che confusione, sarà perché ti amo. È un'emozione che cresce piano piano...* Um diese Zeilen des Liedes „Sarà perché ti amo“ ist man letzten Sommer wohl kaum herumge-

kommen, egal, wo man sich befunden hat – ob in einem touristischen Ort in Italien, beim Public Viewing im Zuge der EM oder im Internet. Dabei ist die Italo-Hymne bereits von 1981 und trotzdem erlebt sie über 40 Jahre später ein Revival und steigt sogar erneut in die Charts ein. Ein Beweis dafür, dass die italienische Sehnsucht unermüdlich und früher wie heute stark vorhanden ist. Darüber, wie geschmackvoll sie ausgelebt wird, lässt sich jedoch streiten. Zahlreiche Cover, Übersetzungen, Mixes und mindestens eine Ballermann- bzw. Après-Ski-Version und die rege Ausbeutung des Originals (Oktoberfesthit letztes Jahr war es auch) sorgen aber auf jeden Fall dafür, dass sich Melodie und Text im Kopf festsaugen. Man könnte jetzt argumentieren, dass das Lied dank des AC Mailand, der es als seine Hymne singt, nie aus den Köpfen verschwunden ist, aber sicher sind nicht alle, die inbrünstig mitsingen, Fußballfans, aber ich würde ihnen unterstellen, Italienfans zu sein. Fest steht aber: Das Lied ist ideal, um es laut in den Straßen gemeinsam zu singen, vielleicht gerade, weil es so alt und allseits bekannt ist.

Genauso könnte man meinen, an Italiensehnsucht seien Goethe und Heine schuld. Sie gab es laut Wikipedia aber tatsächlich schon seit dem Mittelalter, als Regenten sich am Römischen Reich orientierten. Der Eintrag in der Internetenzyklopädie endet aber im 20. Jahrhundert mit der Erwähnung von „romantischen Schlagern“ mit entsprechenden Inhalten – fast skandalös, dass das 21. Jahrhundert keine Erwähnung findet. Dabei geht es noch weit über das Musikalische hinaus. Italien ist ertragreich kommerzialisiert worden. Das kann ich allein schon daran festmachen, dass ich nur durch Werbeanzeigen im Internet weiß, dass ich jegliche Kleidung im Aperol Theme kaufen kann oder T-Shirts mit Nudelrezepten auf dem Rücken oder Beutel, die mir verkünden: „tutto bene“ und und und...



Analogaufnahme aus dem Italienurlaub in Bolgheri, Toskana

Ich habe eine Italienerin gefragt, inwiefern das Ideal der „Dolce Vita“, so wie die Deutschen es sich vorstellen, denn wahr sei. Ihre Antwort war ernüchternd wie logisch: Auch Italiener:innen müssen arbeiten und ihren Alltag bestreiten (vor allem in Angesicht der schlechten Arbeitsperspektiven vor allem für junge Menschen, von denen sie mir vorher berichtete). Am Straßenrand sitzen, die Sonne genießen und das Leben entspannt angehen könnten höchstens alte Menschen und alle anderen nur am Wochenende. Ich zeigte ihr auch die anfangs erwähnte Italo-Schlagerband, nicht ganz ohne Scham. Man müsse sich vergleichend vorstellen, Italiener sängen in Liedern über Berchtesgaden, Kühlungsborn, Heidelberg und wie sie im Schatten des Brockens stehen und das Glück suchen, während sie irgendwelche deutschen Wörter in ihre Muttersprache einstreuen. Glücklicherweise wurde die Musik aber für spaßig und nur ein bisschen peinlich befunden.

Ich bin gedanklich wieder beim Erobieuekonzert und frage mich, ob die Menschen in Ostdeutschland die Sehnsucht nach Italien nachträglich übernommen haben

oder noch stärker ausleben konnten. Ist und war dieses Sehnsuchtsgefühl überall gleich? Immerhin war Italien wohl nur ein Teilaspekt des Wunsches: „Wir müssen hier raus!“ (Um bei Musik zu bleiben, verweise ich an dieser Stelle auf das entsprechende Lied von Ton Steine Scherben, die aber natürlich Westdeutschland zuzuschreiben sind. Es bleibt aber der Wunsch der Flucht und der Änderung von Strukturen.)

Abgehängt bleibt angehängt

Als ich diesen Sommer durch kleine Dörfchen der Toskana fuhr, in denen absolut tote Hose war, sagte einer der Mitreisenden, manchmal würde er dadurch an Ostdeutschland erinnert – baufällige, unrenovierte Häuschen und keine Menschenseele auf der Straße. Auch im Gespräch mit der italienischen Erasmusstudentin stelle ich fest, dass Italien und Deutschland eine Spaltung eint. Dort Norden versus Süden, hier Westen vs. Osten, eine wirtschaftlich und strukturell besser gestell-



te versus schwächere Region. Auch in Italien wurde der unterentwickelte Süden (die Begrifflichkeit verwendet Wikipedia) vom Norden unterstützt, so wie der Solidaritätszuschlag und andere Maßnahmen zum „Aufbau Ost“ dienten. Die Klischees in Italien und Deutschland sind deshalb auch ähnlich: Süden und Osten arbeiten weniger als die jeweils andere Region.

Trotzdem erscheint der Vergleich ansonsten irgendwie weit hergeholt. Unsere Rentner:innen sitzen beispielsweise auch nicht mit knapper Badehose am Strand oder auf einem Klappstuhl am Straßenrand, sondern eher im gemütlichen Sessel, sind auf der Jagd nach den neusten Discounter-Angeboten oder schauen auf ein Kissen gelehnt aus dem Fenster. Warum hat das eine so viel mehr Charme als das andere? Ist es nur der Grund, dass es mehr Sonnenstunden, guten Wein und Straßenkatzen gibt, die man streicheln kann? Sind Sehnsuchtsorte überhaupt zum Erreichen da? Der slowenische Philosoph Slavoj Žižek meint, ein Paradies sei nicht zur Realisation da, es dürfe aber auch nicht

unerreichbar sein. Das Erfüllen eines Traums sei per Definition für den Menschen ein Albtraum und nicht der Schlüssel des Glückseins. Dies ist ein Punkt, der noch viel mehr Aushandlung bedarf, nehmen wir aber durch diese Theorie einfach an, dass sie uns erklärt, weshalb die wenigsten Menschen nach Italien auswandern, die Wahl des Sehnsuchtslandes aber auf Italien fiel.

Aber was wäre so schlimm daran, erreichbarere Orte zu romantisieren? So dass wir uns wohler im Alltag fühlen? So wie es Olivia Schneider macht. Sie ist selbst ernannte „Ostfluencerin“. Dabei geht es nicht darum, die Vergangenheit zu verklären und in Ostalgie abzurutschen, sondern viel mehr die Dinge wertzuschätzen, die wir um uns haben, und regionale Eigenheiten und Individualitäten zu bemerken. Dabei erfährt Schneider selbst immer wieder Rückschläge und die Erkenntnis, dass die Menschen in kleinen, verlassen Orten teilweise offen kommunizieren, dass sie eine Romantisierung von Betonzäunen und Eiscafés, in denen die Zeit vor 35 Jah-

Verliebte Rentner – ob sie wohl “ti amo” oder “I liab’ di” sagen?

ren stehen geblieben ist, gar nicht wollen. Das schlägt sich in Kommentaren nieder, die Ostdeutschland herabsetzen oder beleidigen. Andersrum trifft sie immer wieder auf ausgelebte Fremdenfeindlichkeit und rechtes Gedankengut genau dort im ländlichen Raum. Gleichsam ist es nicht von der Hand zu weisen, dass Teile der italienischen Bevölkerung auch in zweifelhafte Überzeugungen abrutschen. Nichtsdestotrotz mag es Leute geben, die meinen, unpolitisch zu sein oder dass Änderungen in der Welt sie nicht betreffen – die angeführten Beispiele zeigen einmal mehr, dass kein Raum unpolitisch bleibt und dass die Sehnsucht nach Vergangenheit und “Alles bleibt wie es ist!” problematisch werden kann.

Produktiv für die Verständigung verschiedener Realitäten und Überzeugungen ist es wohl, einen Mittelweg zu finden: Anerkennung der Vergangenheit, ohne dabei die Zukunft zu vergessen. Nostalgie muss nicht immer bedeuten, der Vergangenheit nachzuhängen und diese zu verklären. Sehnsucht ist normal, aber Sehnsucht nach der Vergangenheit wird wohl nie glücklich machen. Die Differenzierung macht es. Im Angesicht aktueller Entwicklungen muss uns gelingen, die Dinge, die uns etwas bedeuten (und auch verklärt werden – wer kann das schon vermeiden), in unseren Alltag einzubauen, ohne uns von der Gegenwart und der Zukunft abzuwenden. Sehnsucht nach Italien ist im gegenwärtigen Leben realisierbar, auch wenn man die authentischen, von Touristen unberührten Fleckchen immer schwerer finden mag oder der Urlaubsort aus der Kindheit sich stark verändert hat. Der eine italienische Ort kann Sehnsuchtsort bleiben und es schließt sich nicht aus, ihn von Zeit zu Zeit wieder zu besuchen. Somit ist die Italiensehnsucht doch nicht vergleichbar. In die DDR kann sich keiner mehr begeben, höchstens hier und da so tun. Es ist natürlich viel unproblematischer, Italien zu nostalgisieren, als in Ostalgie zu verfallen, auch wenn beide Regionen ihre negativen Seiten haben. Das eine wird aber eben ernst genommen, das andere belächelt.

Edeltraut und Helmut sollte zugehört werden, wenn sie von früher erzählen und damit beabsichtigen, ihre Erfahrungen weiterzugeben, (egal wo sie aufwuchsen oder in den Urlaub fuhren) aber sie sollten sich auch eingestehen, dass nicht alles so supi war, wie sie heutzutage denken. Verklärung ist menschlich und Nostalgie ebenso.

Sehnsucht nach Abwechslung und Dankbarkeit

Trotzdem kann es auch erfrischend sein, nicht zum 15. Mal Bilder von Cinque Terre und Pizza in seinem Feed zu sehen, sondern auch mal Rezepte aus „Wir kochen gut“ und Impressionen aus dem Nussknackermuseum in Neuhausen. Ostfluencerin Schneider geht es vor allem um das Ausleben ihres Interesses an langlebigen Ostprodukten aus beispielsweise Phenolharz (dieses knallorangene Plaste) und darum, die guten Dinge zu konservieren, die es auch gab.

Zusammenfassend kann man also sagen, dass ein bisschen Nostalgie völlig in Ordnung ist. *Sarà perché ti amo* singen schadet niemandem (außer den Einheimischen, die durch Tourist:innen vom Schlafen abgehalten werden). Aber unser aller Leben geht im Jetzt weiter und dieser eine Ort ist nicht die heile Welt, die wir sonst nirgends vorfinden. Veränderung ist gut. Nostalgische Gefühle lenken uns nur regelmäßig davon ab. Manchmal ist Realitätsflucht in Ordnung, sie darf aber nicht permanent anhalten.

Zum Glück ist es momentan etwas en vogue über Ostidentitäten zu reden und damit verbundene Gefühle fundiert zu erklären. Steffen Mau, Ilko-Sascha Kowalczuk, Dirk Oschmann, Valerie Schönic, Christoph Lorke, Johannes Nichelmann oder Daniel Kubiak: Das sind nur einige Namen derer, die sich in sozialwissenschaftlicher, historischer, literaturwissenschaftlicher, schriftstellerischer oder journalistischer Hinsicht mit der Nachwendzeit und Auswirkungen auf die Menschen bis heute beschäftigt haben. Immer schwingen natürlich auch persönliche Erfahrungen mit. Mehr Aufmerksamkeit und Diskussionskultur sind gut. Nicht nur für die Menschen, die sich jahrzehntelang ignoriert gefühlt haben, sondern auch in Anbetracht der Tatsache, dass viele junge Menschen sich wieder stärker als Ostdeutsche identifizieren und damit indirekt mit einem Staat, den es seit über 30 Jahren nicht mehr gibt, und mit einer Vergangenheit, die sie nie erlebt haben.

Im Dezember stand ich wieder bei einem Konzert in Jena. Dieses Mal ist es Pöbel MC, der sich inhaltlich viel mit Klassismus, Systemkritik, seinem Aufwachsen und Leben in Ostdeutschland und damit verbundenen Vorurteilen und Wahrheiten beschäftigt. Er rappt: *Homie, mein Leben war hart, kein Adidas, nur Diadora. Ein blonder Junge in Rostock, ja, ich lebte in der Diaspora. Kleiner Scherz am Rande, auch im Prinzip ist's nicht so.*

Egal, was auf die eigene Vergangenheit zutrifft, was man hören und womit sich identifizieren will, es geht ums Zuhören und Sensibilisieren für unterschiedliche Lebensrealitäten. □

Zuschauer der Polykrise

Das Theaterhaus Jena lädt zu ungemütlichen Träumen ein

von Aliena Kempf

In das Theaterhaus ist mit Spielzeitbeginn im Oktober ein neues Ensemble eingezogen. Ihre Premiere „rhapsody“ unter der Leitung von Azeret Koua entfaltet eine surreal-dystopische Traumwelt, die scheinbar kein Ende nimmt. Denn in einem Zustand, in dem Traum und Wirklichkeit nicht mehr voneinander zu unterscheiden sind, gibt es kein Entkommen. Keine Flucht nach vorne zu kühnen Utopien, keine Rückkehr in die guten alten Zeiten. Nur die ewige Wiederkehr des Gleichen – unheilvoll und schwer zu durchschauen. Hört es denn nie auf?



vollem Bewusstsein zu träumen, mich mit der ungeschönten Realität zu konfrontieren und gezwungen zu sein, – anders als bei Tageslicht – wirklich hinzuschauen. Was ich höre und sehe, ist eigentlich nicht neu: Populismus, Extremismus, Xenophobie. Ängste, Zweifel, Sorgen. Krieg und wieder Krieg. Auf die eine Krise folgt die nächste, immer schneller – während wir noch über Political Correctness streiten –, sie überlagern sich, verkeilen sich zu einem einzigen Konglomerat. Polykrise, Multikrise. Dann kommt die blaue AfD-Welle über Thüringen und spült alles davon – wer hätte es geahnt. Die Ruhe nach dem Sturm ist vor dem Sturm und macht letztlich keinen Unterschied.

Dieser Traum ist wie eine *Rhapsody* auf Endlosschleife: Flüchtig folgt ein Gedanke dem nächsten, ohne Zusammenhang, ohne ein verbindendes Muster oder zugrundeliegendes Prinzip. Kein Prozess, kein Flow. Ein Leben in der Surrealität. Und trotzdem: „Lächeln. Immer weiter Lächeln. Das Lächeln ist mir ins Gesicht geritzt!“, wie es eine namenlose Figur des Stücks beschwört. Aus Lachen wird hö-

nisches Schreien. In dieser „surrealistischen Tragikomödie“ zerklüftet jede hoffnungsvolle Zukunftsmusik, in Popsongs eingeschriebene Nostalgien werden entstellt, jeder versuchte Witz endet in Verzweiflung.

Zynisch würde sie das Stück aber nicht nennen, erklärt Autorin und Regisseurin Azeret Koua im MDR Thüringen Interview zum Auftakt der Premiere am 25.10.24. Das Stück sei *dark*, weil sie die Welt gerade leider sehr *dark* wahrnehme. Die Welt sei düster, besonders wenn man nicht der Mehrheitsgesellschaft angehöre.

Zu Beginn des Stücks wird die Protagonistin, gespielt von Iman Tekle, durch blaue Tentakel-Finger aus ihrer Welt gerissen und in eine beängstigende Traumwelt hinabgezogen. Ihr Unterbewusstsein assoziiert verschiedene Szenarien – inspiriert durch aktuelle Krisenphänomene und den damit verbundenen Ängsten und Sorgen – und verwebt sie zu einem fieberartigen Traum. Ich als Zuschauerin verfolge diesen Traum, als wäre es mein eigener. Die Grenze zwischen Wachzustand und Traum, zwischen Wahn und Realität, verschwimmt vor meinen Augen. Ich habe die seltene Möglichkeit, bei

„This is the end, my only friend“

In der ersten Traumsequenz wird die Protagonistin von einer Herrscherin an einen Tisch mit drei Königen mit verschleierte Gesichtern geladen, um gemeinsam zu speisen. Wer aus der Reihe tanzt, wird von ihr harsch an seinen Platz verwiesen. Wer ihr widerspricht, wird von ihr gezwungen, „Ja“, „Jawohl“ und „Ganz recht“ zu antworten. Die Herrscherin leiht ihrem Gast, der Protagonistin, ihren Mantel und scheint ihr damit Macht über das Geschehen zu geben. Sie sieht das Chaos, verlangt den Mantel zurück, diktiert, gibt ihn wieder ab, Chaos, und so weiter. Am Ende verliert die Herrscherin und die drei Könige fallen hungrig über sie her. Die Szene entzieht sich der Verstehbarkeit. Sie fordert mich heraus, den Wunsch nach Verstehen und Einordnen-Können unbeantwortet zu lassen. Gerade diese Unbestimmtheit lässt viele verschiedene Assoziationen zu – ein Moment, in dem sich das Stück mit eigenen Stimmungen und Gedanken verbindet.

Später erzählt die Protagonistin von einer Reise mit einem Freund. In einem Viehwaggon fahren sie durch das eisige Alaska. Die einzige Möglichkeit, sein Geschäft zu verrichten, waren kurze Pausen, in denen der Zug umgeladen wurde. Der Freund entfernte sich besonders weit, versteckte sich hinter einer Hecke, um beim Kacken nicht gesehen zu werden. Der Zug rollte schon an, der Freund rannte hinterher, den Hosenbund in den Händen, griff nach der Hand seiner Gefährtin, um noch hinaufgezogen zu werden, hatte sie gerade, dann rutschte ihm die Hose runter. Griff er nach der Hose, verlor er die Hand seiner Freundin. Hatte er die Hand, verlor er seine Hose. Die Protagonistin erzählt das zehnmal, immer schneller. Am Anfang wirkt es noch komisch, mit der Zeit immer absurder. Die Worte verlieren an Bedeutung, schallen nur noch durch den Raum. Dann endet der Traum abrupt: Der Freund ist erfroren.

„Life is but a dream...“

„Ihr hattet gerade einen kollektiven Traum“, erklärt der Dramaturg Josef Bäcker in der Nachbesprechung des Stückes – ein experimentelles Format, das Jenas Bürger und Theater, „Vision und Realität“ verbinden soll. Von diesem Traum – bestehend aus neun zusammenhangslosen Episoden, gespickt mit bekannten Songs von *Ave Maria* bis *The Piña Colada Song* und *Angels* – sollten sich die Zuschauer gegenseitig erzählen und ihn von ihren Sitznachbarn deuten lassen.

Schon zu biblischen Zeiten wurde den Träumen eine hohe Bedeutung zugesprochen, da sie uns warnend die Zukunft voraussagen: *Wenn ihr so weiter macht wie bisher, steht euch dieses unheilvolle Szenario bevor: Ihr befindet euch in einer kritischen Zeit: in einer Krise. Noch könnt ihr euer Schicksal zum Guten wenden oder es dem Bösen überlassen. In*



der Zeitdiagnose, die „rhapsody“ stellt, hat sich der Spalt zwischen Gegenwart und Zukunft bereits geschlossen: *It's already here*. Auch wenn wir das rational längst wissen, ist es uns im Alltag gleichsam nicht bewusst – um nicht zu sagen: egal. Doch wir unterschätzen die Macht unserer Träume. Wenn wir in Alpträumen von verdrängten Tatsachen eingeholt werden, sind diese mahnenden Einsichten zwar schnell vergessen – wir können unserem Unterbewusstsein jedoch auch im Wachzustand mehr Raum geben. Das ist, als würden wir bewusst in Distanz zu unseren alltäglichen Erklärungen treten. Wir würden extra unscharf sehen und dennoch die Dinge allzu klar erkennen, gerade weil wir in sie hineingezogen werden, wie beim Hinabgleiten in einen Traum – oder ein Theaterstück. In diesem Bewusstseinszustand sind wir geneigt, unser tagtägliches Unbehagen in der Kultur wieder zu spüren, dessen Anwesenheit sich uns im Alltag in dieser Intensität meist nicht aufdrängt: Wir fühlen uns nicht wohl in unserer eigenen Haut und wissen nicht so recht, warum. Uns beschleicht ein Gefühl von Heimatlosigkeit in den eigenen vier Wänden, verstehen die Welt nicht mehr. Wir fremdeln mit unserem sozialen Wir, sind allein, gottverlassen. Schaltet sich unser Bewusstsein wieder stärker ein, erträumen wir uns Auswege aus dieser Entfremdung. Wir fragen: Was muss geschehen, damit wir uns wieder behaglich in der Welt fühlen? Die Lösung gibt es nicht, die Frage bleibt.

Vielleicht steht es ganz im Zeichen der Zeit, dass die gesellschaftsverändernde Kraft der Vernunft als ausgeschöpft gilt: Auf rein rationaler Ebene kommen wir nicht weiter.

„Gehen oder Bleiben?“, fragen sich zwei liebende Freunde, gespielt von Florian Thongsap Welsch und Jonathan Perleth, und ringen um eine Antwort. Was ist, wenn du nicht mehr zurückkannst, aber hier, wo du bist, niemals ankommst? „Ich will das nicht hören“, scheint die Antwort zu sein. Doch die Frage bleibt, bohrt sich tief unter die Haut, weil es keinen Ausweg gibt.



Das Interesse an den Sehnsüchten, Träumen und Gefühlen der Menschen wächst – zumindest die Organisationsentwicklung hat sich das „Träumen“ als Methode längst zu eigen gemacht und auch populistische Strömungen wissen menschliche Sehnsüchte für sich zu nutzen. Doch wir sollten die Zukunft weder von Populisten entwerfen lassen, die Sehnsüchte in Angst und Hass verkehren, noch von Unternehmen, deren als Traum missverständener Innovationsoptimismus die allgemeine Gleichgültigkeit und das gesellschaftlich kultivierte Desinteresse verschleiert. Gerade in diesem Punkt aber kommt dem Träumen – nun aber verstanden als eine kulturelle Praxis – eine neuartige Bedeutung und Bedeutsamkeit zu: Nur wenn wir in unseren Tagträumen die Tür zu unserem Unbewussten offenhalten, wenn unsere (Alp-)Träume also Eingang in unseren Alltag finden, können wir mit unserem Unbehagen in eine produktive Beziehung treten. Und das heißt: Ungemütliche bis schmerzlich brennende Fragen in unser Leben hineinlassen, die Frage leben – sie nicht nur aushalten, sondern auch kultivieren.

„I sit and wait. Does an angel contemplate my fate?“

Ein gewisses Unbehagen war stets eine Begleiterscheinung krisengezeichneter Zeiten – und als solche nicht nur geduldet, sondern aufgrund ihres beflügelnd-schöpferischen Potentials ein gebetener Gast. Denn das Unbehagen möchte überwunden werden. Es sehnt sich nach Veränderung, nach besseren Zuständen, nach Solidarität und Heimat. Das Unbehagen ermuntert zur Tat. Es lässt uns richtungsweisende Träume einer gerechten Welt entwerfen oder heilsame Erinnerungen an glückliche Kindertage wachrufen. Nicht selten verlieren wir uns in diesen Träumen, werden weltvergessen. Wir haben das Unbehagen beschwichtigt und müssen nichts tun.

Nicht nur das: Als tote Coping-Strategie zwar anerkannt, wird heute belächelt, wer noch ernsthaft zu träumen wagt. Tot und unfruchtbar, weil Träume und Fantasien über die Wiederherstellung privater Psychohygiene hinaus ja doch nichts bewirken. Des Träumens müde, haben wir uns scheinbar mit einem Zustand abgefunden, den wir Polykrise nennen. Wie Zuschauer im Theater schauen wir zu und warten. Das Einzige, was uns am Ende bleibt, ist, sagen zu können: *Wir wussten, wie es sich anfühlt, diese Art der Sinnlosigkeit, des ewigen Wartens, Lachens und Weinens für nichts.*

Es ist „dark“ geworden. Wie im romantisch gediminten Theaterlicht beobachten wir die Krisen der letzten Jahre: die russische Annexion der Krim 2014, die Flüchtlingskrise 2015 und die Eskalation des Ukraine-Konflikts (insbesondere seit 2022). Sie haben dazu geführt, dass der Ruf nach einer Transformation in Richtung einer postneoliberalen

Nachhaltigkeitsgesellschaft zunehmend von reaktionären Sicherheits- und Stabilitätsbeschwichtigungen übertönt wird. Wir hören, wie im selben Tenor die Kraft einer gemeinsamen EU beschworen wird, die in Krisenzeiten zusammenhält. Je länger der zweite Weltkrieg zurückliegt, desto mehr scheint die Erzählung des fragilen Friedensprojekts „Europäische Union“ durch die eines selbstbewussten Krisenbündnisses ersetzt zu werden, das in seiner Rhetorik zunehmend – wie überall auf der Welt – mit den Säbeln rasselt.

Es ist „dark“. Wir sehen uns in einer Abwärtsspirale gefangen, auf die Katastrophe zusteuern, die wir höchstens abschwächen oder hinauszögern können – dabei sind wir schon längst mittendrin. Wir geben uns als eifrige Krisenmanager und Komplexitätsbewältiger, die nie müde werden, Krisen als Chance zu betrachten, aus Krisen zu lernen, an ihnen zu wachsen. *Was dich nicht umbringt, macht dich nur resilienter.* Wir begrüßen Ungewissheiten und Unsicherheiten als Möglichkeitsräume: „Es bleibt spannend“ – als könne, wenn schon nichts Gutes, wenigstens etwas Interessantes aus Krisen erwachsen. Und wer um diesen Unsinn weiß, würzt seinen Eifer mit einer Prise Ironie. Daraus erwächst das Gefühl eines „beschleunigten Stillstands“, wie ich neulich las: Trotz oder sogar wegen unseres permanenten Krisenmanagements ändern wir – nichts. Diese Realität ist auch bei Lichte betrachtet nicht weniger unlogisch-absurd als Fieberträume.

Der Verlust, den die mahnenden Träumer und Propheten spüren, besinnt sie letztlich auf das Gute im Menschen, auf seine Fähigkeit, gemeinschaftlich und im Einklang mit der Natur leben zu können. Denn wenn es jetzt bergab geht, muss es einmal gut gewesen sein. Und wenn dieses Einmal auch nur Romantik, ein Traum, eine falsche Hoffnung ist?

In der letzten Traumsequenz des Stückes entdeckt ein sozial ausgegrenztes PoC-Mädchen ihre Sehnsucht nach einem Teletubby-Dasein – im Stück die *Space Babys* –, die nichts tun, als unbekümmert Hügel hinunter zu kullern. Ein bescheidenes Paradies. Der Traum endet und einer Zuschauerin in der ersten Reihe wird heftig die Hand geschüttelt: Herzlichen Glückwunsch und mein Beileid – „du kannst alledem nicht entkommen.“ Oder ist es doch nur, wie im Einleitungstext auf der Homepage des Theaterhauses beschrieben, ein schwindendes Nachhallen der Worte und Bilder „am nächsten Morgen, um den Frühstückstisch“ als Zeichen, dass „das Erlebte endgültig eingewebt ist in die eigene Geschichte“? Das bedeutet ja nicht weniger, als dass sich das Düstere, Widerspenstige in dem saturierten Alltagstrott des ewigen Zuschauens verstetigt hat. Es sei denn, irgendwo drückt der Schuh, wenn wir das Haus verlassen. Ein verqueres Bild fügt sich nicht in den Gedankenfluss, so wie wir nicht in die Welt. Ein Unbehagen, „so wollen wir nicht leben und tun es immer noch“. □

Krisen auf der Leinwand: Wie die Viennale den

von Silas Richter

Wien im Oktober 2024: Das bedeutet für die gerne grantigen Hauptstädter*innen nicht nur ein Hauch von Herbst im Lainzer Tiergarten und Nationalratswahlen mit unschönem Ausgang, sondern auch die Viennale, das größte internationale Filmfestival Österreichs, welches längst nicht nur einheimische Cineast*innen, sondern auch ein weitgereistes Publikum wie mich anzieht. Die überall in der Stadt an Litfaßsäulen angeklebten Plakate versprechen unter dem Motto „Vermehrt Schönes“ eine eindrucksvolle Mischung aus frischen Independent-Filmen, internationalem Arthouse-Kino und mutigen Dokumentationen. Klingt großartig. Für mich als ostdeutschen Dorf-Piefke ist der Kosmos „Viennale“ zu Beginn allerdings vor allem eine riesige Herausforderung. Warum gibt es hier keinen genauen Ablaufplan, bei dem man sofort durchblickt? Wie soll ich aus über 300 Filmvorführungen meine Präferenzen finden? Und warum dauert der erste Film, den ich mir aus dem Programm picke, gleich dreieinhalb Stunden? All diese Fragen erübrigten sich, als ich mich in das Wagnis stürzte, Karten für meine nach reiflicher Recherche ausgesuchten Filme zu kaufen. Also gut, ich habe mich ein paar Stunden zu spät für den Vorverkauf angemeldet – nie im Leben habe ich dennoch ernsthaft damit gerechnet, dass fast alle Vorführungen, auch die um 8 Uhr morgens (!), nahezu restlos ausverkauft sein würden. Also habe ich meine Taktik geändert und blind an meinen präferierten Tagen Tickets für folgende Filme ergattert: *Daneh Anjeer Moghadas*, *The Damned* und *Dear Beautiful Beloved*.

Festivalfieber statt Kinogemütlichkeit

Ein internationales Filmfestival wie die Viennale zu besuchen, ist eine Erlebnis der besonderen Art, das sich deutlich von meinen (durch das Kulturticket der Uni) vertrauten Kinobesuchen in Jena abhebt. Menschen drängen sich vor den Eingängen, Kamerateams und Pressefotograf*innen hasten durch die Massen, führen Interviews und halten die konstante Geschäftigkeit fest.

Drinne an der Bar sieht man Gruppen von Festivalbesucher*innen, die sich angeregt über die bisher gesehenen Filme austauschen und sich auf das nächste Screening einstimmen – jede Diskussion ist Teil eines kollektiven Moments. Im Vergleich dazu erscheint ein Abend im kleinen Schillerhof in Jena nahezu meditativ, mit seiner gemütlichen Stille und den spontanen Gesprächen nach dem Film, wenn man entlang der Saale auf dem Weg nach Hause spaziert. Auf der Viennale dagegen ist jedes Detail durchgeplant, jedes Ticket seit Wochen reserviert – die Säle sind bis auf den letzten Platz besetzt. Das Publikum weiß, dass es sich hier auf ein intensives Erlebnis eingelassen hat, ein Fest des Kinos, das mit einer gewissen Ehrfurcht erlebt wird. Beim Betreten des Saals des Gartenbaukinos umfängt mich eine Atmosphäre, die an die Ära der DDR erinnert. Der klare, funktionale Baustil der 60er Jahre, geprägt von nüchternen Linien und zurückhaltenden Farben, verleiht dem Raum eine düstere, fast melancholische Anmutung. Hier ist nichts auf Hochglanz poliert, keine Spur von modernen Annehmlichkeiten. In jedem der drei Filme, die ich besuchte, begann die Vorstellung mit einleitenden Worten der Regisseure. Sie berichteten von den prägenden Entstehungsgeschichten ihrer Filme, von den Herausforderungen am Set oder den kleinen Zufällen, die eine Szene geprägt haben. Besonders blieb mir der Auftritt des iranischen Regisseurs Mohammad Rasoulof im Gedächtnis: Noch bevor sein neues Werk in diesem Jahr bei den Filmfestspielen in Cannes Premiere feierte, war der vielfach ausgezeichnete Filmemacher gezwungen, aus seiner Heimat zu flüchten und in Deutschland Asyl zu suchen. Die drakonische Strafe, die das theokratische Regime gegen ihn verhängt hatte, ließ ihm keine andere Wahl.

Anpassung und Aufstand

Rasoulofs Film *Daneh Anjeer Moghadas* entfaltet von den ersten Minuten an eine Wucht, die das Publikum unmittelbar erschüttert und eine tiefe Beklommenheit im Saal verbreitet. Die Geschichte um einen Vater, welcher ge-

Puls der Zeit trifft

trieben vom Bekenntnis zum Regime die Position eines Richters am Islamischen Revolutionsgericht annimmt, stellt den Alltag seiner Familie auf eine harte Probe. Während er sich zunehmend mit der kompromisslosen Härte des Systems arrangiert, verweigern seine beiden Töchter jede Anpassung. Sie sind Teil jener jungen Generation, die seit den landesweiten Protesten im September 2022 lautstark für Freiheit und Gerechtigkeit eintritt. Rasoulof lässt die Zuschauer*innen hautnah spüren, was dieser familiäre Bruch bedeutet. Die unerbittlichen Bilder, die vom Unrechtsregime ausgehen, machen die systematische Brutalität, mit der es jegliche Abweichung bestraft, erschreckend greifbar. Um mich herum senkte sich eine tiefe Stille über den Saal. Einige Zuschauer*innen wischten sich Tränen aus den Augen, andere wandten ihren Blick ab, unfähig, der Grausamkeit auf der Leinwand standzuhalten. Der Film zeichnet ein eindrucksvolles und zugleich schonungsloses Bild eines zerrissenen Irans, gefangen im Spannungsfeld zwischen systemtreuen Funktionären und mutigen Revolutionären. Mit einer Laufzeit von fast drei Stunden nimmt sich Rasoulof die notwendige Zeit, um die inneren Konflikte seiner Figuren in all ihrer Komplexität zu zeigen. Am Ende verlasse ich das Kino mit einem bedrückenden Gefühl, das lange nachwirkt.

Krieg ohne Helden

Mit ebendieser Stimmung verlasse ich auch den zweiten Film meiner Viennale-Erfahrung, *The Damned*. Roberto Minervini, der bei den Filmfestspielen in Cannes für sein Werk in der Kategorie „Un Certain Regard“ mit dem Preis für die Beste Regie ausgezeichnet wurde, reist mit den Zuschauer*innen in die USA des Jahres 1862. In *The Damned* folgt die Kamera in fast dokumentarischem Stil einem kleinen Trupp Soldaten der Unionsarmee, die in einem scheinbar endlosen Marsch entlang der Frontlinie patrouillieren. Die Zuschauer*innen im Gartenbaukino werden unweigerlich in ihre Welt gezogen – eine Welt aus Schlamm, Eiseskälte und angespannten Blicken, die in der dichten Atmosphäre dieses Kriegsfilms zum Leben erwacht. Mit jedem Schritt, den die Soldaten tiefer in das Grenzgebiet zwischen Hoffnung und Verzweiflung setzen, verschwimmen die ursprünglichen Ziele ihrer Mission. Die Kamera ist stets nah bei den Soldaten, fängt ihre erschöpften Gesichter und zitternden Hände ein. Diese Erzählung eröffnet mir eine Perspektive auf Krieg, die sich von konventionellen Kriegsdramen unterscheidet, die mir bekannt sind: Hier gibt es keinen Heldentod, keine glorreiche Schlacht,



Filmstill: Daneh Anjeer
Moghadas

Damned ein Film, der entweder als intensives, bedrückendes Kunstwerk oder als emotional schwer zugängliches Experiment wahrgenommen werden kann.

„Vom Himmel fallen nur Raketen auf uns“

Nur zwei Tage später begeben sich mich erneut auf den Weg in die Wiener Innenstadt, diesmal in das Stadtkino im Künstlerhaus, um den letzten Film auf meiner Liste zu sehen: *Dear Beautiful Beloved*. Die Dokumentation ukrainischen Kriegsalltags des Regisseurs und Wahlwieners Juri Rechinsky öffnet mit einer Szene von eindringlicher Schwere: Eine evakuierte Frau hat die Flucht vor dem russischen Angriffskrieg nicht überlebt. Noch auf dem Bahnsteig versuchen verzweifelte Helfer*innen die Frau wiederzubeleben. Bereits dieser Auftakt lässt ahnen, dass das, was folgt, keine gewöhnliche Kriegsdokumentation ist, an denen sich deutsche Privatsender auf- und abarbeiten. Der Fokus liegt auf dem oft verborgenen Leid, das in der allgemeinen Berichterstattung selten Beachtung findet. Gerade deswegen konzentriert er sich in den nachfolgenden 93 Minuten auf drei Themenbereiche: die Evakuierung von Menschen aus dem ukrainischen Kriegsgebiet, der Alltag in den Aufnahmestellen und der Transport gefallener Soldaten zurück zu ihren Familien. Die Szenen sind intim und schmerzvoll, so privat, dass die Zuschauer*innen direkt in das Ge-

sondern nur das schleichende, zermürbende Vordringen in eine Art Niemandsland, in dem Ideale verblassen und menschliche Beziehungen neu gelebt werden. Dabei muss jedoch gesagt werden, dass *The Damned* mit einem bewusst dialogarmen Stil operiert und die Charaktere kaum die Gelegenheit erhalten, sich zu entfalten oder gar individuelle Persönlichkeiten zu entwickeln. Die Soldaten, die im Zentrum der Handlung stehen, bleiben schemenhafte Figuren, fast archetypische Vertreter einer anonymen, kriegsmüden Masse, die ihre eigene Menschlichkeit allmählich verliert. Diese zurückhaltende Inszenierung fordert die Zuschauer*innen heraus, ihren eigenen Zugang zu den Figuren und der Geschichte zu finden – oder ihn eben nicht zu finden. So bleibt *The*

Filmstill: *The Damned*



schehen gezogen werden. Im Verlauf des Films wird eine Familie begleitet, die sich um den Sarg ihres verstorbenen Angehörigen versammelt hat. Inmitten der trauernden Stille streicheln die Eltern mit zitternden Händen die kalten Glieder des Toten, als wollten sie sich von ihm verabschieden und gleichzeitig an ihm festhalten. Das Leid der Mütter, die Entbehrungen und Verluste, wird unübersehbar und zeichnet ein Bild, das den Krieg in all seiner Tragweite offenbart. Inmitten der Tragik, die dieser Krieg mit sich bringt, gibt es überraschend auch Momente des Humors. In der Aufnahmestelle, wo viele geflüchtete Menschen auf ihre weitere Zukunft warten, nehmen sich ältere Menschen eine Auszeit von der Schwere des Lebens. Sie witzeln über ihre Situation, lachen über die Eigenheiten der neuen Umgebung und schaffen es, trotz der Umstände einen Moment der Leichtigkeit zu finden.

Was den Film besonders kraftvoll macht, ist die Art und Weise, wie er Hoffnung in diese Szenen einwebt. Hoffnung, die sich nicht nur in den großen, heroischen Momenten zeigt, sondern in den kleinen, beinahe unscheinbaren Gesten des Alltags – wie einem Lachen, einem Gespräch unter fremden Menschen oder dem Mut, nach vorne zu blicken, auch wenn die Zukunft ungewiss ist. Diese leisen, aber bedeutsamen Momente machen den Film zu einer zutiefst menschlichen Auseinandersetzung mit der Realität des Krieges.

Was am Ende bleibt

Am Ende meiner Viennale-Erfahrung bleibt ein Gefühl der Beklommenheit, das mich noch einige Zeit begleiten wird. Die drei Filme, die sich in Form und Erzählweise so deutlich voneinander unterscheiden, haben doch eines gemeinsam: Sie alle sind Spiegelbilder der Krisen, die unsere Gegenwart prägen. In jeder dieser Erzählungen dringen Trauer, Wut und Angst mit einer Intensität an die Zuschauer*innen heran, die fast greifbar wird – als ob die emotionale Last der dargestellten Welten auch auf uns selbst übergeht. Die Hoffnung, die man in vielen Geschichten finden möchte, ist hier fast völlig abwesend oder zumindest nur noch ein schwacher, flimmernder Gedanke, der in den düsteren, oft brutalen Realitäten der dargestellten Welten kaum Bestand hat. Die gezeigten Werke auf der Viennale 2024 scheinen in hohem Maße auf die aktuelle Weltlage zu reagieren. Sie fangen das kollektive Unbehagen ein, das die Menschheit heute durchlebt, sei es durch den Ukrainekrieg, die Klimakrise oder die zunehmende politische Instabilität überall auf der Welt. Diese Filme bieten keine einfachen Lösungen, sondern zeigen eine Welt, die zerrissen ist und von einer Krise zur anderen stolpert. Es scheint, als würde die Kunst des Films mehr und mehr auf die politische und gesellschaftliche Polykrise reagieren, in der sich die Welt befin-



Filmstill: Dear Beautiful Beloved

det. Wenn wir uns die Worte des Neuzeitpoeten Fynn Kliemann in Erinnerung rufen – „Krise kann auch geil sein“ – bekommt diese Feststellung eine fast prophetische Bedeutung. Es ist, als ob die Krise selbst zum Stilmittel geworden ist, als würde die Kunst die Zeitläufe einfangen und gleichzeitig bestätigen, was wir bereits wissen: Der Zustand der Welt ist von ständiger Unruhe geprägt, von Konflikten, die keinen klaren Ausgang zu haben scheinen. Hat mir diese Festival-Erfahrung Spaß gemacht? Das ist eine Frage, die ich mir nach diesen drei intensiven, von Krisen und Elend geprägten Filmen häufig gestellt habe. Die Antwort ist ambivalent. Ja, die Viennale hat mir auf ihre eigene Weise Freude bereitet – nicht in einem klassischen Sinne von Unterhaltung, sondern eher durch die künstlerische Herausforderung und die Auseinandersetzung mit Themen, die die Gegenwart berühren. Es ist eine einzigartige Erfahrung, solche Werke auf der großen Leinwand zu sehen, in einer Atmosphäre, die von Filmbegeisterung und Austausch geprägt ist. Möchte ich aus jedem Film mit einem negativen, bedrückenden Gefühl herausgehen? Sicherlich nicht. Es ist unbestreitbar wichtig, die Krisen und dramatischen Seiten des Lebens im Kino zu thematisieren, um das Bewusstsein der Zuschauer*innen für die Herausforderungen unserer Zeit zu schärfen. Doch zugleich drängt sich die Frage auf, die mir nach *The Damned* gestellt wurde: Können Filme nicht auch einfach mal schön sein? Nach dieser Viennale-Erfahrung bleibt der Wunsch, wieder einmal einen Film zu erleben, der mich nicht nur mit der Härte der Welt konfrontiert, sondern auch mit der Schönheit und dem Potenzial für Veränderung, das in ihr liegt. Es muss nicht immer nur Krise sein. □

Das Paradox der Zeit: Wie Nostalgie unsere

von Rania Lau

Esstisch. Gerade das Weihnachtsessen serviert. Gesprächsfetzen fliegen umher. Dieselben Diskussionen wie im Vorjahr. Es wird von einer vermeintlich besseren Vergangenheit gesprochen. Keine Handys, mehr Zeit in der Natur, als es noch „echte Freundschaften“, „echte Liebe“ und „echtes Glück“ gab.

Jedes Jahr sitzen Abermillionen Menschen zum *Fest der Liebe* beisammen. Die Familie kommt mit Sack und Pack an. Man schwelgt in Erinnerungen, fühlt sich wieder ein Stück weit jung. Für eine gewisse Zeit hält man ein Ticket in die Vergangenheit in seinen Händen. Sei es durch die Augen der Kinder, die euphorisiert das Geschenkpapier aufreißen oder durch Lieder, die man schon sein ganzes Leben singt. Vielleicht erlebt man aber auch das verbreitete Gefühl von Stress, wenn am Weihnachtstisch wieder Meinungen aufeinanderprallen. Für viele ist Weihnachten *the most wonderful time of the year* und gleichzeitig ein paar Tage, die man hinter sich bringen muss, und das aus ganz individuellen Gründen. Weihnachten schmeckt bittersüß. So ist auch die Nostalgie, die viele Menschen zu dieser Zeit verstärkt verspüren, geprägt von gefühlsbezogenen Ambivalenzen.

Das Bittersüße der Nostalgie

In einer modernen und schnellen Welt, in der wir mit unzähligen Optionen von möglichen Lebensstilen, Karrierewegen, und Nudelsorten konfrontiert werden, denken Menschen zunehmend an eine Zeit zurück, in der ihnen alles einfacher erschien. Hierbei liegt besondere Betonung auf dem Verb „erscheinen“, denn häufig wird im Moment der nostalgischen Träumerei verstärkt idealisiert. Viele Menschen wünschen sich, noch einmal Kind zu sein. Dabei werden jedoch Aspekte, beispielsweise die deutlich eingeschränkte Selbstbestimmtheit, die mit dieser Entwicklungsphase eben einhergeht, oder die Ups und Downs während der Pubertät, außen vor gelassen. Wir scheinen daran Gefallen zu finden, uns an eine unbeschwerte Zeit zu erinnern, die objektiv betrachtet häufig gar nicht mehr unseren heutigen Bedürfnissen entspricht.

Zugleich zeichnet sich ein Trend ab: Immer mehr Menschen entscheiden sich für einen Social-Media-De-tox, kehren in ihrer Spotify-Playlist zu den Musikklassikern der 90er zurück oder verabreden sich zum Vintage-Shopping. Alt ist modern: Nicht ohne Grund findet man auf der Liste der filmischen Premieren für das Jahr 2025 den siebten Teil der Kultfilmreihe „Jurassic Park“ oder die Neuinterpretation von Michael Endes Bestsellerroman „Momo“. Unter den Konzertbesuchern der AC/DC-„Power Up“-Tour 2024 gingen nicht nur die alten Fans zu den Nostalgiehits der Rockgeschichte ab. Auch die jüngeren Anhänger formten ihre Hände zu der typischen Hörner-Geste und fanden Freude an dem, dessen Ursprung und Hochphase vor ihrer Zeit lag. Nostalgie scheint ein Konstrukt zu sein, welches Menschen bewegt. Eine unbestimmte individuelle und kollektive Sehnsucht, deren Existenz bereits Forschende im 17. Jahrhundert beschäftigte.

„Das Heimweh der Seele nach einer fernen, unerreichbaren Vergangenheit.“

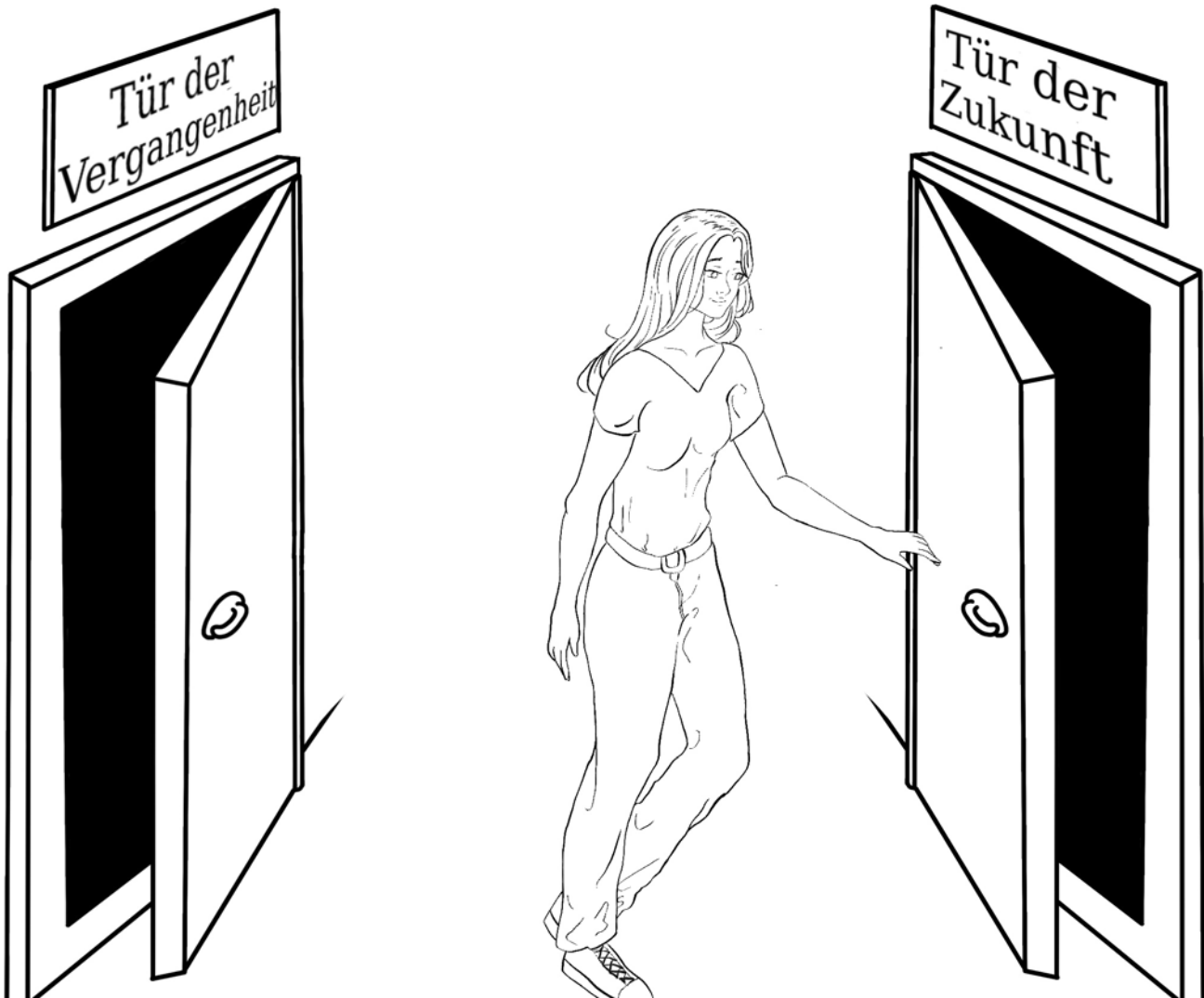
– Johannes Hofer, 1688

Erstmals tauchte der Begriff der Nostalgie 1688 in der Dissertation des angehenden Arztes Johannes Hofer auf. Hofer zeichnete darin ein leidvolles Bild von Schweizer Söldnern, die sich in einem gar krankhaft schmerzvollen Zustand der Sehnsucht nach Heimat befanden. Der etymologische Hintergrund des Begriffes des Heimwehs lässt sich mit der neologistischen Zusammensetzung von Nostos (Heim) und Algos (Weh) erklären. Die altgriechischen Wörter entlehnte der Namensgründer der Odyssee. In Homers Epos wird die Reise des Odysseus nicht nur als eine physische Fahrt in die Vergangenheit verstanden, sondern auch als eine

Gegenwart bestimmt

Auseinandersetzung mit der eigenen Identität und Zukunft. Bis ins 19. Jahrhundert hinein erfuhr der Begriff der Nostalgie eine stetige Wandlung. Das Phänomen des Heimwehs wurde nun als eine medizinische Erkrankung kategorisiert, deren Symptomatik sich durch einen unregelmäßigen Herzschlag und heftiges Weinen äußern sollte.

★ *Fun Fact: Dies schrieb man – so wissenschaftlich, wie Wissenschaft eben damals war – bösen Dämonen zu, die sich im Gehirn der „Nostalgie-Befallenen“ festgesetzt haben sollten. Doch neben spirituellen Erklärungsbestrebungen wurde sogar eine Zeit lang angenommen, der betäubend laute Klang der Schweizer Kuhglocken in den Alpen sei Grund für die Erkrankung der Söldner gewesen.*



In den folgenden Jahrzehnten reichten unzählige weitere Definitionsversuche, wie das Einordnen des Nostalgiebegriffs als psychische Störung, bis hin zum Entschluss, Nostalgie vielmehr als einen Gefühlszustand zu betrachten und bewusst von dem Phänomen des Heimwehs abzugrenzen. Dies wird auch heute angenommen. In seinem Buch „Yearning For Yesterday“ (1979) beleuchtet der Soziologe Fred Davis die Relevanz der psychologischen und sozialen Aspekte der Nostalgie und macht deutlich, dass Heimweh in der Regel mit einem geographischen oder sozialen Verlust verbunden ist, wohingegen Nostalgie sich vor allem auf eine idealisierte Vorstellung der Vergangenheit bezieht, die nicht unbedingt von einem realen Verlust zeugt.

Die Forschungsgruppe unter dem renommierten Nostalgie-Forscher Tim Wildschut fand im Jahre 2006 heraus, dass Menschen Nostalgie als eine sentimentale und oft ambivalente Sehnsucht nach vergangenen Zeiten erleben, die häufig positive als auch negative Gefühle simultan hervorruft. Die negativen Elemente können dabei durch positive ausgeglichen werden. Positive Gefühle überwiegen dabei oftmals die negativ konnotierten Erinnerungen. Deshalb besitzt Nostalgie vor allem eine positive Signatur. Zum einen fühlt man beispielhaft die Enttäuschung, die durch den Verlust einer Freundschaft entsteht, und erinnert sich an die Auslöser zurück, die zum Bruch der Beziehung führten. Zugleich können auch Gefühle des Glücks aufkommen, weil man sich an die schönen Momente mit der Person erinnert, die einen Teil seiner persönlichen Geschichte teilt. Oder nehmen wir erneut das Beispiel der Weihnachtsfeier: Im Moment nostalgischer Träumerei erinnert man sich an vergangene Weihnachten. Die Freude überwiegt, denn man denkt an die gemeinsame Zeit mit der Familie. Währenddessen tendiert man dazu, negative Elemente auszublenken. Stress und das verbreitete Phänomen der Meinungsdifferenzen am Esstisch gehören dann auf einmal nur unterschwellig dazu.

„Nostalgie ist ein Fenster, durch das wir einen Blick auf eine bessere Zeit werfen, um uns im Hier und Jetzt zu erheben.“

– Haruki Murakami

Nostalgie scheint wie eine Art Schlüssel zu seinem vergangenen Ich und dessen Erlebnissen zu fungieren. Türen in seine Vergangenheit öffnen sich, die eigentlich gar nicht mehr existieren. Die Psychologie macht deutlich: In Momenten, in denen Menschen eine negative Stimmung oder sich allein fühlen, wird man eher mit nostalgischen Gefüh-

len konfrontiert. Das ist nicht ohne Grund, denn Nostalgie verstärkt soziale Verbundenheit und damit ebenfalls das Selbstwertgefühl. Durch die Induktion nostalgischer Gefühle bei Studienteilnehmern konnte in der Replikationsstudie von Zhou et al. gezeigt werden, dass Nostalgie eine eindeutig positive affektive Wirkung hat. Die nostalgischen Teilnehmenden fühlten sich mehr geliebt und sozial eingebunden als die Gruppe ohne den Zustand nostalgischen Gefühls. Nostalgie triggert also die Wahrnehmung sozialer Unterstützung. Sie lenkt das Augenmerk einer nostalgischen Person auf Momente, in denen sie sich sicher und sozial eingebunden fühlte. Durchblättern alter Fotoalben, Gen Zs Scrollen durch die Ansammlung vergangener Instagram-Posts, Spotify Wrapped oder schlichtweg das Kaufen von Ware im Supermarkt, die mit der herzwärmenden Aufschrift „Omas Geheimrezept“ flankiert ist - Nostalgie befördert Verbundenheit mit dem Selbst, seinen Mitmenschen und der eigenen Geschichte.

Studien haben darüber hinaus ergeben, wie Nostalgie die Wahrnehmung des Lebenssinns beeinflusst. Durch das Zurückdenken an frühere Erfahrungen reflektiert man Höhen sowie Tiefen tendenziell als wichtige Etappen zur Selbstentwicklung. Man fühlt sich in seiner Person durch die erlebte Selbstkohärenz gestärkt. Nostalgie kann man demzufolge auch als eine Ressource für die eigene Identitätsbildung und persönliches Wohlbefinden betrachten. Dementsprechend messen Menschen, die Nostalgie verspüren, ihrem Leben in einem übergeordneten Kontext höheren Sinn bei. Dies kann jedoch auch eine gegenteilige Wirkung haben. Wenn man zu sehr an seiner Vergangenheit festhält und demnach ein ungesundes Zeitpensum mit nostalgischen Gedanken verbringt, trägt dies folglich nicht dazu bei, mit gegenwärtigen Herausforderungen zurechtzukommen. Übermäßige Nostalgie ist demnach von jener Nostalgie zu unterscheiden, die das persönliche Vorankommen fördert und als ein wertvolles psychologisches Instrument betrachtet werden kann.

Es ist an uns, die richtige Balance zu finden: Zu welchem Ausmaß ist das Zurückversetzen in seine Vergangenheit vorteilhaft, um die eigene Gegenwart zu bereichern, ohne sich in ihr zu verlieren? Nostalgie ist ein vielschichtiges Phänomen. Zum einen schenkt es Menschen Trost, zum anderen hilft es, sich selbst besser zu verstehen und zu akzeptieren. Nostalgie bietet Chancen zur Selbstentwicklung. Nostalgie ist bittersüß, doch vor allem süß. □

Wer hat Angst vorm Sandmann?

– Krise aus halber Distanz

von Josefine Dietrich

Der Sandmann begegnet Kindern als liebenswerte, alte, männliche Puppe in einer Serie und lädt sie zum Einschlafen ein. Für diejenigen, die an seine Realität glauben, ist er eine reale Person und ein Hirngespinnst für alle anderen. Der Sandmann ist, gleich der Figur des Sensenmanns, eine Grenzfigur. Während der Sensenmann das absolut Andere, den Tod, ankündigt, begrüßt uns der Sandmann periodisch immer wieder aufs Neue und führt uns in den Traum.

So unschuldig und rein wie im Kinderprogramm der Unterhaltungsmedien war der Sandmann nicht immer. *Der Sandmann* ist auch eine schaurige Fabel aus der Epoche der schwarzen Romantik von E.T.A. Hoffmann. Sie ist 1816 in den Nachtstücken erschienen. Heute wird „Der Sandmann“ in Schulen gelesen, in Theatern aufgeführt und verfilmt. Die zahlreichen Deutungsversuche und Assoziationsspiele reichen von einer Kritik an der bürgerlichen Gesellschaft über psychologische Ausdeutungen von Trauma und Wahnsinn und darüber hinaus, was beispielsweise bei Lienhard Wawrzyn gelesen werden kann. Auch mehr als 200 Jahre später scheint der Sandmann seine Aktualität nicht verloren zu haben. Was ist es, was uns am Sandmann so beschäftigt?

Der Student Nathanael ist von tiefem Grauen bewegt durch die Begegnung mit dem Wetterglashändler Coppola, der ihn an seine Kindheitsfigur Coppelius erinnert. Nathanaels Mutter schickte ihn und seine Geschwister damals immer ins Bett, wenn es im Haus rumpelte – und „der Sandmann kommt“. Von der Erzählung einer alten Frau erfährt Nathanael, dass der Sandmann den Kindern Sand in die Augen streue, sodass sie heraussprängen, wenn sie unartig seien und nicht ins Bett gingen. Die Augen nehme der Sandmann dann mit zum Halbmond und verfüttere sie an seine Kinder. Eines Abends, auf der Suche nach dem Sandmann, wurde Nathanael in seiner kindlichen Neugier von seinem Vater und Coppelius entdeckt, die gerade chemische Experimente durchführten. Coppelius wollte Nathanael die Augen

ausreißen, was der Vater gerade noch verhindern konnte. Endlich hatte Nathanael den Sandmann enttarnt: Es war Coppelius, ein Freund der Familie. Auch als nach einiger Zeit Nathanaels Vater starb, machte er Coppelius für seinen Tod verantwortlich. So musste Nathanael die Erfahrung machen, dass das Schreckliche sich ihm von außen aufdrängt. Seine Welt ist gefährlich, denn eine dunkle Macht entscheidet über sein Schicksal.

„Solange du an ihn glaubst, ist er auch und wirkt, nur dein Glauben ist seine Macht“. Das sind die Worte von Clara, Nathanaels Freundin, als sie von seinen Gedanken und Gefühlen erfährt. In ihrer besorgten Antwort an ihn teilt sie ihr tiefes Mitgefühl mit und versucht ihm zu erklären, dass der Sandmann eine Figur seiner Einbildung sei. Dadurch scheint er sich doch auch mithilfe von eigenen rationalen Überlegungen mehr und mehr beschwichtigen zu lassen und bestätigt Claras nüchterne Sicht auf seine Hirngespinnste. Dabei erinnert Claras Überzeugung an den plakativen Spruch „Es ist, was du daraus machst“, der uns umfassende Kontrolle über unser Leben suggeriert, wenn wir es nur selbst in die Hand nehmen. Aber ist es wirklich so einfach? Wie leicht können wir aus uns selbst heraus unsere Sicht auf die Dinge ändern? Ist der Sandmann ein bloßes Phantasiegebilde? Zumindest setzt Nathanael, scheinbar von der dunklen Macht befreit, seinen normalen Alltag fort.

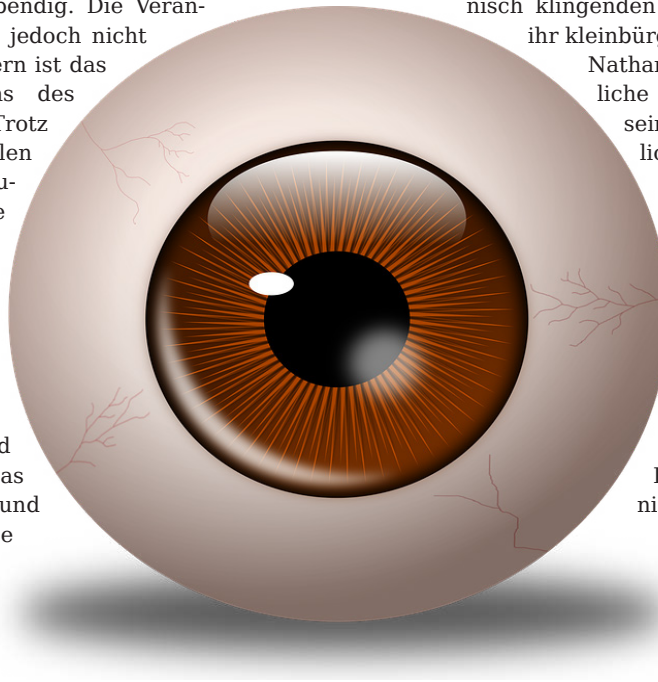
Als der Wetterglashändler Coppola, der Nathanael an Coppelius erinnert, wieder an Nathanaels Tür klingelt, verhält er sich ihm gegenüber, wie er es bei allen anderen Menschen auch tun würde: ganz normal. Er kauft von ihm ein schönes Perspektiv, durch das er die angebliche Tochter, aber eigentlich mechanische Puppe des Professors Spalanzani, Olimpia, beobachtet. Seine Freunde weisen ihn auf die groteske Kälte und Starrheit von Olimpia hin, doch Nathanael verliert sich in der idealisierten Liebesglut. Aus anthropologischer Perspektive sind die Augen das Organ der Distanz. Im Gegensatz zu Geräuschen, die unseren Körper durchfluten, bleiben die sichtbaren Din-

ge auf Abstand, der sie für uns auch greif-, handhab- und veränderbar macht. Die Tasse kann ich greifen, den Ton nicht. Das Perspektiv von Nathanael verändert oder verzaubert gar seine Sicht auf die Welt, denn das Tote erscheint ihm hier lebendig. Die Veränderung seiner Sicht kommt jedoch nicht von Nathanael selbst, sondern ist das Resultat seines Gebrauchs des Perspektivs von Coppola. Trotz seiner anfänglich rationalen Überlegungen und Claras Zureden kommt das Irrationale wieder in Nathanaels Leben zurück.

Nathanael verfällt erneut dem Wahnsinn, als er seinen Professor Spalanzani und Coppola um die Puppe streiten sieht, Coppola mit ihr davon kommt und der Professor ihm Olimpias Augen an seine Brust wirft und von Nathanael verlangt, sie zurückzuholen. Gerade noch können Menschen in der Nähe verhindern, dass Nathanael Spalanzani umbringt, woraufhin Nathanael ins Tollhaus gebracht wird. Nach seiner Entlassung scheint Nathanael endgültig geheilt. Doch als er auf einem Turm, während eines Spaziergangs mit Clara, sein Perspektiv erneut

herausholt und benutzt, will er plötzlich Clara umbringen und stürzt sich letztendlich selbst in den Tod mit den Worten: „Ha! Sköne Oke — Sköne Oke“ („Schöne Augen — Schöne Augen“). Das Buch endet mit der ironisch klingenden Beschreibung, dass Clara noch ihr kleinbürgerliches Glück finden konnte.

Nathanael ist überwältigt. Das Schreckliche hat gewonnen, oder? Entgegen seinen Bemühungen, dem Schrecklichen zu entgehen, findet er die letztendliche Lösung seiner Zerrissenheit im Tod. Der Sandmann ist das Böse, vor dem es kein Entrinnen gibt, weder durch die Flucht in sich selbst zurück noch durch rationale Erklärungsversuche. Das Irrationale kann nicht durch Rationales vollständig erklärt werden, weil es in einer anderen Logik funktioniert, eben gerade nicht verstandesmäßig. Wenn wir versuchen, aus Schrecklichem, was uns passiert, das Beste zu machen, dann erinnert das fast an den amerikanischen Traum eines Menschen, der sich aus armen Verhältnissen durch eigene Anstrengung zu einem reichen, erfolgreichen Menschen arbeiten kann. Wie jedoch die Geschichte von Nathanael zeigt, sind wir keine Götter.



Anzeige

Die Materialien für dein Studium bekommst du bei Thalia.



Jenaer Universitätsbuchhandlung Thalia

»Neue Mitte Jena«

Leutragraben 1 · 07743 Jena · Tel. 03641 4546-0

E-Mail: Thalia.Jena-NeueMitte@Thalia.de

 **Thalia**

Krisenzustände begegnen uns also ganz persönlich im engeren Lebensumfeld. Stets die Kontrolle darüber zu haben, ist eine Illusion, die nicht immer aufrechterhalten werden kann. Die Fabel zeigt, dass in der Irrealität eine Verbindung zwischen Objekt und Subjektivem vorliegt. Die Objekte sind hier die Ereignisse Nathanaels Kindheit und das Subjektive zeigt sich als seine inneren Gefühle der Angst und des Grauens. Diese Verbindung könnte die Allegorie des Sandmanns in der Erzählung von E.T.A. Hoffmann ausdrücken. Im Umgang mit ihr erweist sich die Vermittlung von dem Gegenstand des Schreckens und dem subjektivem Gefühl als sinnvoll. Das könnte mit dem Begriff, wie eine Freundin von mir so schön sagte, „halbe Distanz“ bezeichnet werden. Hätte Nathanael sich vielleicht nicht umgebracht, hätte man seine Wahrnehmung von dem Sandmann ernst genommen? Eine persönliche Krise kann immer auch auf strukturelle Probleme verweisen. Der Sandmann kann demnach als Gesellschaftskritik gelesen werden. Die Kritik würde sich nach Wawrzyn auf die Verkümmern von Sensibilität und Intimität als Kosten des Fortschritts der bürgerlichen Gesellschaft und auf eine Pädagogik des Genussverbots beziehen, was reale Konsequenzen in Nathanaels Wahnsinn hat. Wer trägt für solche doch überpersönlichen Krisen, wie ökologische und soziale, die

Verantwortung? Heutzutage existiert beispielsweise im Umgang mit der Klimakrise der persönliche ökologische Fußabdruck als Mittel der Individualisierung der Krise. Implizit kann hier gelesen werden: Schau, wie viel du verbrauchst und passe dein Verhalten an, um die Welt zu retten. Ähnliches lässt sich bei der Frage nach der Zurechnung von Verantwortung für soziale Ungleichheit beobachten. Der Einzelne müsste seinen Lebensstil ändern, das bedeutet: Weiterbildungen machen, seine Arbeit wechseln oder seine psychische und physische Gesundheit mit Bewegung und gesunder Ernährung in den Griff bekommen, dann würde er Erfolg im Leben haben. Wie viel Verantwortung trage ich aber für ein Problem, was uns alle etwas angeht? Auch in den Extremen zwischen der Abgabe jeglicher Verantwortung für Krisen an eine äußere Macht als „Entindividualisierung“ und der völligen Individualisierung liegt die Möglichkeit der halben Distanz. Diese halbe Distanz liegt in der Mitte zwischen „Es hat nichts mit mir zu tun“ und „Ich bin absolut allein dafür verantwortlich“.

Mit weiterhin offenen Fragen können wir dennoch abschließend festhalten: Krise ist viel, doch vor allem eine Grenzfrage, die das Verhältnis von Ordnung (Normalität) und Chaos (Abweichung) behandelt. □

Pazifismus für das Volk

von Dennis Pieter

Seit März 2025 ereignet sich eine äußerst lehrreiche Schlammschlacht auf X. Das eine Lager, das dem Wirtschaftspodcaster und Gastautor der *unique* 95 Ole Nymoen zugeordnet ist, sieht sich wohl einem tyrannischen Staat gegenüber, der sich und seine Souveränität nur durch das Blut seiner jungen Männer erhalten könne; das andere Lager, das dem Philosophen und Historiker Daniel-Pascal Zorn folgt, scheint auf den ersten Blick zu behaupten, dass es nicht egal sei, ob man von einer Demokratie oder einer Diktatur in den Tod geschickt werde. Im Kriegsfall, so Nymoen, sei der Zugriff des Staates auf den Bürger eben derselbe – egal ob Demokratie oder Diktatur.

Angefangen hat es damit, dass Nymoen im August letzten Jahres im Jacobin-Podcast sein neues Buchprojekt vorstellen durfte. Das Buch, das im März diesen Jahres erschienen ist, trägt den Titel *Warum ich niemals für mein Land kämpfen würde. Gegen die Kriegstüchtigkeit*. Damals wunderte ich mich über

die Themensetzung. Wer von Belang forderte das denn? Vielleicht ein paar versprengte CDUler und AfDler, und womöglich machten Nymoen auch die Aussagen einiger Grüner Sorgen. Aber im Grunde schien mir die Themensetzung selbst schon eine Konzession an rechte Diskurse zu sein. Wozu ein Thema emporschreiben, wenn man als linke Kraft gerade dann, wenn der Militarismus einiger Versprengter noch unreal erscheint, eigene Themen setzen könnte? Aber genau so muss man Nymoens Geste wohl deuten: als Zeuge der Ungefährlichkeit linker Diskurse.

Auch Zorn stieß sich an dieser Form des Pazifismus und schrieb einen zweieinhalb A4-Seiten langen Thread über Nymoens vulgärmarxistischen Staatsbegriff. Zorns Kritik brachte ihm den Vorwurf ein, er sei staatsgläubig und verfassungspatriotisch. Dabei sollte Zorns Argument nicht als Antithese zu Nymoen, sondern als Unterstützung einer Begründung eines modernen Pazifismus verstanden werden.

Zorn kritisiert, dass Nymoens Pazifismus den modernen, bürgerlichen Staat als neuzeitlichen, absolutistischen Staat missinterpretiert und Nymoen deshalb vom Bürger als Untertan und vom „Staatschef“ als Staat spricht. Diese Missinterpretation und die daraus resultierende Kritik am Staat schafft überhaupt erst einen Strohmann, den es heute real nicht mehr gibt. Indem Nymoen also den bürgerlichen Staat als einen absolutistischen kritisiert, schafft er eine Diskursposition, mit der sich die Rechten nur allzu gern identifizieren. „Achso? Die Linken glauben, der moderne Staat sei schon immer ein Unrechts- und Willkürstaat? Wieso dann nicht dieses diskursive Angebot annehmen?“ Und da sich Nymoen weigert, auf Zorns Kritik anders als polemisch zu reagieren, lässt er hier eine wesentliche argumentative Lücke bestehen – eine Lücke, die mit allerlei Phantasie gefüllt werden kann, egal ob pazifistisch, libertär oder gar antisemitisch. Nur durch ein Nicht-Argument bzw. durch das Scheitern eines möglicherweise linken Arguments lässt Nymoen Raum für eine Querfront, die für die Friedensbewegung seit den 1980er Jahren charakteristisch ist.

Die zentrale Einsicht, die Nymoen fehlt, ist die, dass die Erscheinung (auch) zählt. Liberale und selbst nicht ganz so liberale Demokratien zeichnen sich wenigstens dadurch aus, dass sie einen progressiven Anspruch formulieren, zum Beispiel: „Die Würde des Menschen ist unantastbar“ oder „Alle Bürger sind vor dem Gesetz gleich.“ Ob demokratische Staaten ihrem Anspruch auch entsprechen, ist eine ganz andere Frage. Während manche dazu neigen, diesen Anspruch als Heuchelei abzutun, muss man dennoch anerkennen, dass Diktaturen noch nicht mal diese Heuchelei für nötig halten.

Es ist jener liberal-demokratische Anstrich, den sich immer mehr Staaten seit der Französischen Revolution geben mussten, um ein erneutes revolutionäres Aufbegehren unwahrscheinlich zu machen, der aber ebenso dazu dient, den Staat belangen zu können und ihn auf seinen Anspruch hin zu prüfen. Das geht bei Diktaturen nun mal nicht. Aber Nymoens Haltung bringt ihn dann konsequenterweise zu Einschätzungen, die den ukrainischen Verteidigungskampf für sinnlos erklären.

Das eine Paradox ist: Nymoen argumentiert zwar pazifistisch, aber mit argumentativen Mitteln, die keinen Frieden ermöglichen würden. Nymoen abstrahiert jede staatliche Repräsentation von ihrem befreienden Aspekt und reduziert sie auf das Moment der Willkür, das ja tatsächlich immer, auch bei Demokratien, vorhanden ist. Durch diese Abstraktion aber lässt er symbolische Repräsentanz als illegitim erscheinen. Das Problem ist nun, dass Gesellschaft ohne Repräsentations- und Tauschverhältnisse entweder zu direkter Aggression, die nicht mehr durch staatliche Institutionen vermittelt oder verhindert werden könnte, führen würde, wie es in jedem failed state zu sehen ist, oder zu solipsistischer Ignoranz. Soll das dann Frieden sein? Das andere Paradox macht sich an Nymoens Indifferenz gegenüber der Staatsform fest: Wenn egal ist, welchen Staat man kritisiert, dann propagiert er eine Entpolitisierung, die reaktionärer nicht sein könnte.

Alles in allem lässt sich zu Nymoen sagen, dass er eine Neuauflage der Jahrtausende alten Ritualmordlegende, die historisch eng mit dem Antisemitismus verbunden ist, produziert, nur, dass sich jetzt ein Linker mit Privatier-Vibes dafür einsetzt, dass „der Staat“ „seinen Finger“ von „unseren Kindern“ lassen soll. Wtf. □

Impressum

Herausgeber:

UNIQUE e.V.
Johannisplatz 26
07743 Jena

E-Mail: redaktion@unique-online.de
Web: www.unique-online.de
Facebook: Unique Jena
Instagram: uniquejena
X: @Unique_Magazin

Chefredaktion: Dennis Pieter (V.i.S.d.P.)

Chefin vom Dienst: Aliena Kempf

Die *unique* ist Preisträgerin des Wettbewerbs „Aktiv für Demokratie und Toleranz“ 2012 des Bündnisses für Demokratie und Toleranz – gegen Gewalt und Rechtsextremismus sowie des Wettbewerbs „Miteinander studieren in Thüringen“ 2012 des Thüringer Ministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur.

Dank an unsere Förderer:

Präsidialamt der FSU Jena

Redaktionssitzungen immer donnerstags 18 Uhr im „Haus auf der Mauer“

Redaktion:

Aliena Kempf, Dennis Pieter, Ema Wolfram, Jola Dickens, Josefina Dietrich, Julia Florschütz, Max Pellny, Rebecca Hinrichs, Rania Lau, Sebastian Baum, Silas Richter

Diese Ausgabe wurde außerdem unterstützt von:

Prof. Dr. Thomas Honegger

Druck: Druckerei Schöpfel GmbH, Weimar

Auflage: 3.000 Exemplare

ISSN: 11612-2267, 25. Jahrgang

Satz & Layout: Aliena Kempf, Dennis Pieter

Bilder: Redaktion, insofern nicht anders angegeben

Onlinebetreuung: Dennis Pieter

Social-Media-Betreuung: Aliena Kempf

Anzeigenbetreuung: Aliena Kempf, Dennis Pieter, Josefina Dietrich, Julia Florschütz

Fotografie und Illustration: Ema Wolfram

Bildnachweis | Copyrightvermerke:

Titelbild: ©Ema Wolfram | Seite 4, 6, 18: Wikimedia Commons
| Seite 8, 14, 15, 29: ©Ema Wolfram | Seite 13, 32: Pixabay |
Seite 17: ©Julia Florschütz | Seite 20, 21, 22: ©Joachim Dette
| Seite 25: Viennale/Robert Newald | Seite 26, 27: ©Viennale

Hinweis: Es ist jedem Autor und jeder Autorin unserer Texte selbst überlassen, ob und inwiefern er oder sie gegenderte Sprache oder das generische Maskulinum verwendet. Alle Formulierungen sollen ausdrücklich Personen jeden Geschlechts gleichberechtigt ansprechen.

Die *unique* und all ihre Inhalte stehen, sofern nicht anders gekennzeichnet, unter einer Creative-Commons-Lizenz. Alle Inhalte dürfen weiterverbreitet werden, wenn der Autor genannt wird und die Texte bzw. Bilder nicht kommerziell genutzt werden. Mehr Informationen unter: creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/legalcode

Wir freuen uns jederzeit über eingereichte Leserbriefe, Artikel und Fotos. Es besteht keine Veröffentlichungspflicht. Anonym eingesandte Manuskripte finden leider keine Beachtung. Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen nicht der Meinung der Redaktion entsprechen. Dies gilt insbesondere für Gastbeiträge externer Autoren. Die Redaktion behält sich die Kürzung von Leserbriefen vor. Für den Inhalt von Anzeigen ist die Redaktion nicht verantwortlich.

DDR-AUSSTELLUNG

DEUDERA



99089 Erfurt, Salinenstraße 150
(Saal des ehem. Gasthauses „Deutscher Hof“)

ständige Öffnungszeiten

Mittwoch bis Sonntag
10.00 - 17.00 Uhr

letzter Einlass um 16.00 Uhr
(an Feiertagen geschlossen)

www.ddr-ausstellung-erfurt.de

E-Mail: info@deudera.de

*Erleben Sie eine
Zeitreise in unsere
alte Heimat!*

Hier finden Sie uns:



Info-Telefon:

Ausstellungsleiter Klaus Horn

0151/55426617

Konto Free – viel Leistung, null Gebühren.

100 €
Begrüßungs-
geld¹

schreiben
und gestalten
organisieren
und lernen

Redaktionssitzung Donnerstag um 18 Uhr
Haus auf der Mauer / Johannisplatz 26
redaktion@unique-online.de
www.unique-online.de



Unser kostenloses Girokonto für alle unter 30

Weltweit Bargeld abheben, attraktive Zinsen und Prämie für jede Weiterempfehlung. Jetzt online Konto eröffnen unter:

sparda-berlin.de/free.

Deine Bank im Osten.

Sparda-Bank

Berlin



unique

Das studentische Kulturmagazin für Jena und Weimar

Anzeige

¹Teilnahmebedingungen unter www.sparda-berlin.de/konto.